Polem.
2660
i

Polem. 2660 i

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

34 B m Sch

<36604523810014

<36604523810014

Bayer. Staatsbibliothek

Zwei

friedliche Blätter

von

Dr. David Friedrich Strauß.

34 B.m.S.

Soeben erscheint:

Der Freihafen.

Erstes Quartalheft 1839.

Mit Beiträgen

von

C. G. Carus, Adelbert v. Chamisso, Rosa Maria, Theodor Mundt, Dr. Troxler, Stephan Thurm, Varnhagen v. Ense, E. Willkomm u. A.

8. Altona, Hammerich, geh. 1½ Rthl.

Unter Mitwirkung der **berühmtesten Schriftsteller** Deutschlands begann der **Freihafen**. Ganz Deutschland hat den ersten Jahrgang mit freudiger Theilnahme entgegen genommen, da jedes neue Quartalheft das Interesse an dieser höchst wichtigen literarischen Erscheinung steigern mußte.

Jetzt hat der zweite Jahrgang begonnen; das erste Quartalheft liegt mit seinem interessanten Inhalte vor. Die Namen der Mitarbeiter machen jede weitere Empfehlung überflüssig, kein Gebildeter wird es versäumen, dem **Freihafen** seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Der Freihafen ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben, in welchen stets Exemplare vorräthig sind.

Zwei
friedliche Blätter

von

Dr. David Friedrich Strauß.

Vermehrter und verbesserter Abdruck
der beiden Aufsätze:

Ueber Justinus Kerner, und:
Ueber Vergängliches und Bleibendes im Christenthum.

Altona,
Verlag von J. F. Hammerich.
1839.

289. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Man hat mir von verschiedenen Seiten den Wunsch zu erkennen gegeben, die beiden nachstehenden Aufsätze in besonderem Abdruck zu besitzen. Einen solchen habe ich nun, mit Genehmigung der geehrten Redactionen beider Zeitschriften, in welchen sie zuerst erschienen waren, veranstalten lassen. Nicht als ob ich diesen Skizzen an sich besondern Werth beilegte; aber für mich haben sie einen solchen doch gewonnen durch die unerwartete Gunst, mit welcher sie von einem großen Theile selbst desjenigen Pu-

blicums aufgenommen worden sind, bei dem ich früherer Arbeiten wegen nicht zum Besten empfohlen war. So ist es eine Art schuldigen Dankes, welchen ich den beiden Kleinigkeiten dadurch abtrage, daß ich ihnen ihr kurzes Leben noch um ein Weniges friste; und zwar nicht nur in einer von meiner Seite sorgfältig verbesserten und vervollständigten Gestalt, sondern auch von Seiten des Herrn Verlegers in einem Gewande, das die kleinen Wesen wohl gar eitel machen könnte.

Warum aber die beiden Arbeiten, welche dem Inhalte nach so wenig mit einander gemein haben, zusammen erscheinen, wird mich dasjenige Publicum gewiß nicht fragen, das sie nicht nur mit gleich großem Wohlwollen überhaupt, sondern bestimmter mit einem solchen aufgenommen hat, welches auf spezifische Gleichheit der Eindrücke beider Abhandlungen auf dasselbe schließen ließ. Eben diesen Eindruck glaubte ich im Ausdruck nicht ganz zu verfehlen, wenn ich dieses Heftchen als eine Art von Seitenstück

zu meinen früher erschienenen Streitschriften, so betitelte, wie geschehen ist. Dieß nämlich nicht in dem Sinne, als glaubte ich nach dem Streite bereits des Friedens mich erfreuen zu dürfen; hierzu läßt es weder von außenher sich an, noch wird Aufmerksamen entgangen sein, daß ich dem zweiten der folgenden Aufsätze die Schlachtlinien vielmehr weiter — wenn auch vorerst nur in der Art eines unblutigen Manövers — ausgedehnt habe; sondern auf den Frieden mitten im Kriege, oder darauf wollte ich hinweisen, wie es bei allem Streite zwischen mir und meinen Gegnern doch noch Punkte gebe, an welchen wir einträchtig zusammentreffen.

In dieser Hinsicht möchte ich der zweiten unter den nachstehenden Abhandlungen (die erste wird schon von selber fortfahren, dem Manne, dem ich sie hiermit auf's Neue widme, wie ihrem Verfasser Freunde zu erwerben) noch einige Vorbemerkungen mit auf den Weg geben. — War eines Schriftstellers erstes Auftreten durch das Bedürfniß veranlaßt, das er in

sich fühlte, Manches von demjenigen, was in den Meinungen und Einrichtungen seiner Zeitgenossen noch Geltung hat, in Abrede zu ziehen, und trägt daher sein erstes Werk einen negativen Charakter an sich: so kann das Publicum zunächst nicht wissen, ob es einen solchen Schriftsteller nur an der Gelegenheit gefehlt habe, dem Nein gegenüber auch das Ja laut werden zu lassen; oder ob er wirklich ein Geist sei, der nur zu verneinen weiß.

Nun würde ich zwar mir selbst Unrecht thun, wenn ich es auf mich kommen ließe, daß der Inhalt meiner Schrift über das Leben Jesu ein lediglich negativer gewesen; vielmehr trat gleich bei seinem ersten Erscheinen der geschichtlichen Verneinung die philosophische Bejahung gegenüber. Aber nicht nur quantitativ schienen den zwei starken Bänden voll Niederreißens ein paar aufbauende Paragraphen der Schlußabhandlung nicht das Gegengewicht halten zu können: sondern auch qualitativ war zwar der kritische Verneinungsprozeß, wenn gleich nicht nach seinem

ganzen Verlaufe, so doch nach seinem Ergebnisse, ziemlich allgemeinverständlich: das Positive hingegen, was an die Stelle des Niedergerissenen treten sollte, war, als ein philosophisches, für den größern Theil des Publicums gar nicht wahrnehmbar, mithin auch nicht vorhanden, welcher daher um so leichter der Versicherung Anderer Glauben schenkte, daß ich in jenem Buche nur nehme, ohne etwas dagegen zu geben.

Man konnte bei dieser Gelegenheit, namentlich von Theologen, Redensarten vernehmen, die einen merkwürdigen Blick in die materialistische Denkart selbst derjenigen unter unsern Zeitgenossen eröffneten, welche sich sonst den lediglich materiellen Interessen des Zeitalters mit frommem Eifer entgegenzustellen pflegen. Der Ausdruck: „nur eine Idee," wurde geläufig, als ob die Idee zunächst neben dem Nichts zu Hause wäre; daß eine bloße Idee keine geschichtliche Epoche herbeizuführen, noch weniger den Einzelnen zur Seligkeit zu führen vermöge, galt für

ausgemacht; dagegen wurde auf das Ereigniß, das äußerliche Geschehen, gedrungen, ihm allein alle Macht, zu wirken und zu beseligen, zuerkannt. Die Vorstellung, daß der Messias nicht sterben werde, welche nach Jesu wirklich erfolgtem Tode unter dem Einfluß alttestamentlicher Lectüre zu der Ueberzeugung von seiner Rückkehr in das Leben sich gestaltete — diese Idee wurde für unfähig erklärt, den Glauben der Jünger an die Auferstehung ihres Christus erzeugt, und damit ihren gesunkenen Muth wiederbelebt zu haben: dagegen wurde jede, ob auch die zufälligste und armseligste Begebenheit, wenn sie nur mehr als eine bloße Idee, wenn sie nur ein äußerer Vorgang war, wie ein Scheintod Jesu, oder gar das aus unbekannten Ursachen leer gefundene Grab, für hinreichend erkannt, jenen Umschwung in den Gemüthern der Apostel hervorgebracht, und dem Christenthum sein Dasein gefristet zu haben. Wie die Idee, daß die Menschheit der Gottmensch, das wahrhaft Menschliche das Göttliche sei, und der Einzelne

in dem Maaße, als er das Erstere in sich ausbilde, des letzteren theilhaftig werde, — wie diese Idee die Kraft haben sollte, den Menschen sittlich zu kräftigen, und ihm den innern Frieden des Gemüths zu sichern, wollte Niemand einsehen: nur in dem Glauben an die Thatsachen der jungfräulichen Geburt, der Wunder, des Todes, der Auferstehung, der Himmelfahrt Jesu u. s. f. sollte für den Menschen die Kraft fromm zu leben, und die Bürgschaft eines seligen Sterbens enthalten sein.

Bei dieser Stimmung des Publicums war der Verfasser der kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu veranlaßt, genauer nachzusehen, ob denn wirklich, außer jenen Ideen, ihm aus dem Leben Jesu nichts übrig geblieben sei, das sich versprechen dürfte, auch von denen, welche die Ideen für Nichts achteten, als ein Etwas anerkannt zu werden.

Die erste Eigenschaft, welche ein solches Etwas haben mußte, war dem Vorigen zufolge ein geschichtlicher Character; aber um als ein Etwas in religiö-

ser Hinsicht zu gelten, mußte es zugleich eine unmittelbare Beziehung auf die Frömmigkeit haben. Eine solche hatten im alten Systeme alle diejenigen Begebenheiten, welche unter den Begriff des Wunders gestellt wurden; denn in ihnen fand dasjenige Eingreifen der übersinnlichen Welt in die sinnliche statt, welches für den Altgläubigen der vornehmste, ja der einzige unmittelbare Reiz zu frommen Erregungen ist: weiterhin aber alles Reden, Handeln und Dulden Jesu überhaupt, da in demselben überall, auch wo es äußerlich nicht aus dem Kreise des Natürlichen heraustritt, das Göttliche als Folie hindurchscheint. Aber das Wunder war in jener Bearbeitung des Lebens Jesu aus dem Gebiete des Wirklichen und Möglichen schlechthin ausgeschlossen: folglich konnte, so Manches auch noch in den evangelischen Berichten von der Kritik als Geschichtliches anerkannt wurde, doch nichts Einzelnes von diesem Geschehen mehr diejenige unmittelbar religiöse Bedeutung haben, welche in der alten Ansicht das Wunder behaup-

tet hatte. Blieb mithin nur das Bewußtsein und die Persönlichkeit Jesu selbst, und alles Einzelne in seinem Leben nur vermittelst des Zusammenhangs mit dieser Quelle, als religiös bedeutsames übrig: so war sogar die Grundlage des Bewußtseins und Wesens Jesu nur in so fern für eine göttliche anerkannt, als dieß aus dem Grundbegriff der Einheit des wahrhaft Menschlichen mit dem Göttlichen folgt; mit einem Christus aber, der nur eben so Gottmensch ist, wie alle andere Menschen es gleichfalls — wenn auch nicht sind, doch an sich betrachtet sein können, ist die religiöse Vorstellung nicht befriedigt, und wird daher darauf bestehen, daß sie von der Kritik nur beraubt, auf keine Weise aber entschädigt worden sei.

So jedoch war es mit der Christologie jener Schlußabhandlung vom Anfang an nicht gemeint gewesen, als sollte die Menschheit in der Eigenschaft einer unterschiedlosen Masse nach allen ihren Theilen in gleicher Einheit mit dem Göttlichen sein; sondern von der Menschheit war dort in dem Sinne die Rede,

wie sie sich der vernünftigen Betrachtung darbietet: als eine zwar gleichartige, aber in sich vielfach unterschiedene Allgemeinheit, deren geistiger Gehalt und göttliche Ausstattung zwar überall zum Grunde, aber nicht überall zu Tage liegt, vielmehr nur auf einzelnen Punkten zur vollen Wirksamkeit kommt, um von ihnen aus auch an allen andern Stellen sich möglichst in's Leben zu rufen. Dieß sind jene Knotenpunkte der Geschichte, jene Höhen der Menschheit, auf welchen die Individuen stehen, in denen das Zusammentreffen natürlicher Begabung mit freier Selbstbestimmung ungewöhnliche Kräfte zum Dasein und zur Reife bringt, mittelst welcher sie auf größere oder kleinere Kreise ihrer Mit- und Nachwelt schöpferisch bestimmend einwirken. War auf solche Weise Christus zunächst unter die profane Kategorie des Genius gestellt: so waren weiterhin noch die verschiedenen Fächer zu unterscheiden, in welche das geistige Leben der Menschheit sich auseinanderlegt, und in jedem derselben durch geniale Persönlichkeiten sich zur Wirk-

lichkeit bringt; wobei dann, indem das religiöse Gebiet, als ein dem übrigen zwar beigeordnetes, in der That jedoch als das centralste und innerlichste von allen aufgezeigt wurde, Jesu eine Stellung angewiesen werden konnte, die ihn einerseits im Kreise des wahrhaft Menschlichen hält, andrerseits aber innerhalb dieses Kreises ihm diejenige Stelle anweist, wo Göttliches und Menschliches am unmittelbarsten in einander greifen.

Diese Entwickelung, wie sie, nach den kurzen Grundlinien im dritten Hefte meiner Streitschriften, in populärer Form die zweite Hälfte der nachfolgenden Selbstgespräche versucht, enthält der Ueberzeugung des Verfassers nach das Wesentliche von demjenigen, was vom jetzigen Standpunkte des Bewußtseins aus für die religiöse Bedeutung der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu sich feststellen läßt.

Es kann nämlich nicht oft genug daran erinnert werden, weil das Verständniß des Ganges davon abhängt, welchen die religiöse und theologische Entwickelung unserer Zeit genommen hat, daß wir, na-

mentlich in Absicht auf die Religion, dem Alterthum gegenüber auf einem ganz andern geistigen Boden stehen. Das Alterthum — hierin ohne Unterschied des indischen, ägyptischen, hebräischen und griechischen — hatte sich über der sichtbaren Welt eine unsichtbare erbaut, der realen eine ideale gegenübergestellt, die aber doch auch real, ja die höchste Realität sein sollte. Hoch über der Erde und Menschenwelt thronte der Eine oder die mehreren Götter, mit den Engeln, oder Geistern und Genien; und ihr Eingreifen in den Gang und Zusammenhang des natürlichen und menschlichen Lebens war etwas Uebernatürliches, ein Wunder. In den ältesten Zeiten zwar, oder in der Vorstellung, welche sich die nachgeborenen Geschlechter über die Urzeit machten, bethätigte sich die an sich seiende Einheit beider Welten, darin, daß ihr gegenseitiges Verhältniß ein harmloses Ineinanderspielen, ein, wenn auch nicht unterschiedloses, doch gegensatzloses, Durcheinanderlaufen ist: vor Troja kämpfen Götter mit sterblichen Helden bisweilen so

auf gleichem Fuß, daß sie von diesen verwundet werden; auch Jehova läßt sich herab, in Menschengestalt den Erzvätern zu erscheinen, mit dem einen zu speisen, mit dem andern gar einen Ringkampf zu bestehen. Doch wenn es auch hier schon nur in Folge eines freien Entschlusses geschah, daß diese höhern Wesen für einzelne Fälle ihrem Vorrechte der Unsichtbarkeit und Ueberweltlichkeit entsagten: so ziehen sie sich im Verlaufe der Zeiten immer mehr in ihr Jenseits zurück: dem Gott, den Abraham noch von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte, durfte Mose nur von hinten nachblicken, und die Propheten erschauten ihn höchstens in der Entzückung; die griechischen Götter vertauschten den Olymp mit der höheren Residenz über dem ehernen Himmelsgewölbe. Unter den Griechen war es hauptsächlich Platon, durch welchen der Sinnenwelt die übersinnliche als in sich geschlossenes Ganze, als der göttliche Chor der Ideen, sich gegenüberstellte: wie unter den Juden nach dem Exil in Folge chaldäischer und persischer Ein-

flüsse sich immer mehr jene himmlische Hierarchie der Engel und Engelfürsten ausbildete. Mit der wachsenden Selbstständigkeit beider Seiten wurde auch die Kluft zwischen beiden immer größer: die palästinischen Juden zu Anfang der römischen Oberherrschaft sahen aus einer gottverlassenen Gegenwart nur auf theils vergangenes theils zukünftiges Eingreifen Gottes in die Natur und Geschichte hinaus; den tieferen Gemüthern unter den Heiden war nach pythagoräisch-platonischen Ideen die Sinnenwelt eine abgefallene, der Leib ein Kerker der Seele; und beide Standpunkte flossen bei den alexandrinischen Juden, im Systeme Philo's und seiner Vorgänger, zusammen. Die Kluft zwischen beiden, immer weiter auseinanderweichenden Welten wurde hier durch Mittelwesen ausgefüllt; der in die schwindelnden Höhen des Uebersinnlichen nicht nur, sondern auch des Ueberwesentlichen, Ueberguten u. s. f. hinauf gerückte Gott mit der irdischen Schöpfung durch den λόγος in Verbindung gesetzt; eine Verbindung, die sich aber

nicht über das oberflächliche Verhältniß der Abbildlichkeit oder vorübergehenden Einwirkung erhob, mithin weder dem göttlichen Wesen zu weltlicher Wirklichkeit, noch der Welt zu göttlicher Wahrheit verhalf.

Dieß ist der geistige Boden, auf welchem das Christenthum epochemachend auftrat und sich ausbreitete. Ein göttliches Wesen, mochte man es nun palästinisch den weltschöpferischen Messiasgeist, oder alexandrinisch das von Anfang an bei Gott gewesene Wort nennen, war nicht blos in Folge des obenerwähnten phantastischen Durcheinanderlaufens von Menschlichem und Göttlichem, wie in der indischen und griechischen Mythologie, sondern aus dem streng von der Erde geschiedenen Himmel, zu dieser herniedergestiegen; hatte hier, nicht blos äußerlich und vorübergehend, wie ehedem auf die Propheten, auf ein menschliches Individuum eingewirkt, auch nicht blos zum Schein und auf eine Weile, wie in alttestamentlichen Theophanien, eine menschliche Hülle angenommen: sondern war in vollständiger Wirklichkeit Mensch

geworden, als solcher geboren, aufgewachsen, gewandelt und endlich gestorben; freilich nur, um durch seine darauf gefolgte Auferstehung und Himmelfahrt sein göttliches Wesen, das schon während seines Lebens in übermenschlicher Weisheit und Wundermacht vielfach hindurchgeleuchtet hatte, unzweideutig zu beurkunden. So waren beide Welten vereinigt: das Göttliche ein wirklich Menschliches und Irdisches, das Irdische und Menschliche ein wahrhaft Göttliches geworden. Aber die Vereinigung war nur auf einem einzigen Punkte in absoluter Weise vollzogen: nicht das wahrhaft Menschliche als solches überhaupt, sondern dieses Menschliche ausschließlich, hatte die Dignität des wirklich Göttlichen; und ebenso war das Göttliche nicht vollständig in weltliche Wirklichkeit eingegangen, sondern hatte für alle andern Punkte seine Jenseitigkeit beibehalten. Daher war die Einheit des Göttlichen mit dem Menschlichen in der Person Jesu eine Ausnahme von der Regel, ein Wunder; ebensolche geschahen, so oft diese gottmensch-

liche Persönlichkeit mit dem natürlichen Zusammenhange der irdischen Dinge in wirksame Berührung trat; und die ganze göttliche Einwirkung auf Welt und Menschheit in Vergangenheit und Zukunft wird unter denselben Gesichtspunkt gestellt. Man hat die Einheit des Göttlichen und Menschlichen die Grundwahrheit des Christenthums genannt; aber zu seiner ursprünglichen Form gehört ebenso die Zweiheit beider, und zwar nicht blos als Unterscheidung, sondern als Trennung und Absonderung: das Christenthum ist, kann man sagen, das Diesseitigwerden des Göttlichen unter Voraussetzung seiner Jenseitigkeit, der Anfang des modernen Systems der Immanenz, aber noch auf dem Boden des alten Systems der Transscendenz.

Wie stark und lange die Grundanschauung der alten Welt gegen das auf sie gepfropfte neue Reis sich sträubte, ist besonders aus den hartnäckigen Kämpfen zu ersehen, welche die älteste Kirche gegen die mannigfachen Versuche zu bestehen hatte, die Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen in Jesu

bald durch ebionitische oder arianische Läugnung seiner Gottheit, bald durch doketische oder monophysitische Verflüchtigung seiner Menschheit, bald durch nestorianische Auseinanderhaltung der beiden Seiten seines Wesens, zu vereiteln; ja in der orthodoxen Kirche selbst gingen den Bemühungen, jenen Anfang des Immanenzsystemes festzuhalten, ebensoviele andere zur Seite, die stehen gelassene Voraussetzung der Transscendenz weiter auszubilden. Die ausführliche Pneumatologie und Dämonologie der ältesten Väter, die himmlische Hierarchie des Areopagiten, die Engel- und Heiligen-Verehrung der katholischen Kirche und ihre fortwährenden Wunder, sind ebensoviele Beweise, daß man neben der ausnahmsweisen Vereinigung des Diesseits mit dem Jenseits in Christo der Vorstellung des letzteren in seiner Trennung von dem ersteren noch immer nachhing.

In der Reformation kam der außer sich gewesene Geist zuerst einigermaßen zu sich selbst: die Engel und Heiligen wurden, wenn auch nicht vernichtet,

doch zur Ruhe gesetzt; die Träume vom Fegefeuer und dergleichen verscheucht, und durch die Beschränkung des Wunders auf die Zeiten und Gebiete des alten Bundes und der Stiftung des neuen vorerst wenigstens die Möglichkeit herbeigeführt, in dem geordneten Natur- und Geschichtsverlaufe die Bethätigung des Göttlichen zu entdecken. Noch immer jedoch galt die ordentliche Offenbarung Gottes in Natur und Geschichte für eine geringere, gegenüber der außerordentlichen im Wunder; noch immer bevölkerten Engel und Teufel die über- und unterirdischen Räume; noch immer war der verborgene Gott überschwenglich größer als der in der Welt offenbare.

Aber immer mannigfaltiger und großartiger breiteten sich vor dem Auge der erwachten Forschung die Gebiete der Natur und Geschichte aus; immer mehr entdeckte sich in beiden Ordnung und Regel, vernünftiger Gehalt überhaupt; immer fester schloß sich Ring an Ring in der Kette des ursächlichen Zusammenhangs in beiden. Blickte man von hier nach

dem Jenseits hinüber, das die alte kirchliche Vorstellung bot: so erschien es um so mehr als ein Ueberfluß, je mehr der Geist in der Anschauung des Natur- und Geschichts-Zusammenhanges sich befriedigt fand; das Eingreifen desselben in das Diesseits um so mehr als unzuläßig, je klarer die Erkenntniß jenes Zusammenhanges war. Drängte sich dabei einerseits das veraltete System der Transscendenz als äußere Kirchengewalt auf, und war andererseits das neue Princip der Immanenz durch das Studium der Naturwissenschaften, die es zuerst hervorgerufen hatten, noch stark realistisch gefärbt: so ergab sich vorerst was wir finden: ein der Kirche und dem Christenthum feindlicher Naturalismus, der, nachdem er als Deismus das lebensvolle und reichbevölkerte Jenseits des kirchlichen Glaubens auf die leere und todte Vorstellung eines höchsten Wesens herabgebracht hatte, zuletzt als Materialismus das kirchliche Zweiweltensystem dadurch aufhob, daß er die eine von beiden, die ideale nämlich, schlechtweg läugnete. Wo-

zu nur die andere Seite das war, daß später, durch logische und metaphysische Forschungen vorbereitet, der Idealismus umgekehrt die Körperwelt dem Reiche des Bewußtseins aufopferte. Unmittelbar war in beiden nur der Gegensatz von Geist und Materie vernichtet; mittelbar jedoch auch dem von Absoluten und Endlichen zu nahe getreten, sofern Gott auf der einen Seite zum Abstractum der Materie, auf der andern zu dem des reinen Ich oder auch der moralischen Weltordnung herabgesetzt wurde. In beiden Systemen ist die Wahrheit des alten Dualismus verkannt: die wirkliche Ueberwindung desselben kann nicht durch Vernichtung der einen oder andern seiner Seiten, sondern einzig unter Anerkennung ihrer gleichen Berechtigung dadurch zu Stande kommen, daß ihre Trennung aufgehoben wird.

Jene Anerkennung als die nothwendige Voraussetzung der Vereinigung war in dem Stifter der modernen Speculation darin vorhanden, daß er Materie und Geist, oder Ausdehnung und Denken, als

zwei Substanzen unterschied; aber indem er sie eben nur nebeneinander, und außerdem noch über beide Gott stellte, der als Schöpfer von beiden ihre wechselseitige Gemeinschaft vermitteln sollte: so blieb er in materieller Hinsicht noch innerhalb des alten Systems stehen, das er doch formell durch sein Prinzip des Zweifels an aller Autorität und Objectivität überwunden hatte. Der eigentliche Ueberwinder der alten Weltansicht und Begründer des neuen Prinzips der Immanenz ist bekanntlich Spinoza geworden. Er vereinigte die beiden Substanzen des Cartesius zu einer einzigen, die ihm eben deßhalb mit Gott zusammen fiel, als dessen untrennbare Attribute die vormaligen Substanzen sofort auftreten. Der Spinozismus hat einen Gott; aber nicht einen solchen, der außer der Welt für sich existirte, der einen Ueberschuß von Realität über diejenige, die er der Welt mitgetheilt, für sich behielte: sondern er ist in der Welt, und nur in der Welt; sein inneres Wesen und seine Manifestation in der Welt sind sich deckende Größen,

oder dieselbe Größe, nur von verschiedenen Seiten angesehen. Der Spinozismus hat auch eine übersinnliche Welt; aber keine, die abgelöst von der Sinnenwelt in himmlischen Sphären ein besonderes Daseyn führte: sondern die Ordnung und Verbindung der Ideen ist dieselbe wie die Ordnung und Verbindung der Dinge; keine göttliche Idee ist ohne Gegenstand, wie kein Gegenstand ohne Idee; Idee und Gegenstand sind dasselbe, nur von verschiedenen Seiten angesehen, das einemal als Modification des einen, das anderemal des andern göttlichen Attributes. Ist auf diese Weise die reale Welt von Hause aus in Einheit mit der idealen, und beide, als Natur und Menschheit, mit der Gottheit: so kann von einem außerordentlichen Eingreifen des Göttlichen in das Natürliche nicht die Rede sein, da vielmehr das Wirken Gottes in der Natur das Ordentliche ist. Diese Weltansicht läßt verschiedene Modificationen zu: namentlich kann theils die Unterscheidung des Wesens der Substanz von ihrer Existenz, d. h. Gottes von

der Welt, mehr oder minder streng, theils das Verhältniß der Substanz zum menschlichen Subjecte mehr oder weniger negativ gefaßt werden — was die Unterschiede der neueren speculativen Systeme, namentlich des Schelling-Hegel'schen, von der Spinozistischen Grundform bildet; überdieß giebt es ein klareres oder dunkleres Bewußtsein, eine mehr oder minder consequente Durchführung, und eine mehr wissenschaftliche oder mehr nur volksmäßige Aneignung und Darstellung jenes Princips: das aber scheint unläugbar, daß es in verschiedenen Gestalten die innerste Seele der modernen Weltanschauung im Gegensatze zu der antiken bildet.

Das Christenthum nun, aus dem vormaligen Standpunkte der Transscendenz, seinem mütterlichen Boden, auf dem jetzigen der Immanenz versetzt, kommt hier zunächst in eine schwierige Stellung. Den Gegensatz, dessen Lösung zu beginnen es sich anheischig machte, findet es hier gar nicht mehr vor; die Kluft, über welche es einen schmalen Steg zu

schlagen sich bemühte, sieht es bereits vollständig zugeschüttet. Was es als Ausnahme aufstellte: das göttliche Thun, innerhalb des natürlichen und geschichtlichen Kreises, macht daher nicht mehr den Eindruck des Wunders; wenn die Juden und Griechen sich daran stießen, daß Gott Mensch, im vollen Sinne des Wortes, geworden sei: so ist jetzt vielmehr das die Schwierigkeit, daß er dieß blos einmal, nur in diesem Individuum, wie in keinem sonst, geworden sein soll. Und wie die diesseitige Welt nicht blos an Einer Stelle, sondern auf allen, durch die Vereinigung mit der jenseitigen, verklärt ist, so ist umgekehrt auch das Jenseits nicht blos auf Einem Punkte, sondern auf allen, in das Diesseits hereingezogen. Die Engel- und Dämonenwelt ist in das menschliche Subject zurückgenommen, und das Leben nach dem Tode verhält sich zu dem jetzigen nicht mehr als ein wesentlich anderes, als Vergeltung zur Handlung, sondern ist nur die Fortsetzung desselbigen Lebens, so daß, wie in diesem Leben die Vergeltung

schon anfängt, in jenem das Handeln noch fortdauert.

Manchen nun erscheint diese moderne Weltanschauung als die Negation der christlichen, und um diese letztere zu retten, suchen sie die erstere zu negiren. Theils läugnet man, daß dieselbe wirklich die Seele des modernen Lebens, Dichtens und Denkens sei; theils, wenn auch dieses nicht, doch daß sie innere Wahrheit habe. Die Schwäche dieses Rettungsversuchs erkennend, räumen Andere die Wahrheit dieser Weltanschauung sowohl, als das ein, daß sie Princip des modernen Bewußtseins sei; aber sie läugnen, daß durch sie das Christenthum negirt werde. Wir brauchen keines von beiden zu läugnen, und werden darum doch dem Christenthum auf keine Weise zu nahe treten. Nämlich negirt wird, wie Hegel sagt, auch der Keim durch die Pflanze, die Blüthe durch die Frucht, ohne daß doch dadurch Keim oder Blüthe in ihrem Werth heruntergesetzt, oder ihnen die wahre Realität abgesprochen würde;

vielmehr ist die Frucht die Ehre der Blüthe, und darin, daß er, als Keim sich aufhebend, zur Pflanze wird, zeigt sich, daß der Keim ein reeller und lebensvoller gewesen ist. Ebenso hat sich die göttliche Energie des Christenthums darin bethätigt, daß es nicht in seiner ersten Gestalt verblieben, sondern in gesundem Wuchse aus ihr herausgetreten, und zu höheren Gestaltungen fortgeschritten ist. Der kleine Sauerteig des Göttlichen, zuerst nur in einiges wenige Endliche gelegt, hat nach und nach die ganze Masse durchdrungen: statt hier und da ein Wunder, erkennen wir in dem ganzen gesetzmäßigen Naturlauf eine Verwirklichung der göttlichen Ideen; statt Eines Gottmenschen schauen wir in allem wahrhaft Menschlichen das Göttliche an.

Doch man besteht darauf, dieß sei nicht mehr christlich. Das specifisch Christliche sei eben die einzige und ausschließliche Stellung des Gottmenschen, gegenüber von der übrigen Menschheit, und des Wunders, gegenüber vom natürlichen Geschehen. Dieß

ist eben, als wollte einer behaupten, in den alten griechischen Staaten zwar sei Freiheit gewesen, in unsern heutigen aber nicht mehr; denn das Specifische der Freiheit sei die ausschließliche Stellung einer Anzahl freier Bürger, gegenüber von Sclaven. Es kommt freilich darauf an, ob man den Begriff des Christenthums enger oder weiter faßt; ob man, um ihn zu finden, bei seiner ersten Erscheinungsform stehen bleibt, oder auf das belebende und vorwärts treibende Princip der christlichen Religion reflectirt. Wer das Christenthum definirt als diejenige Religion, welche das Absolute und das Endliche nur auf Einem oder einigen Punkten vereinigt, der muß das jetzige Bewußtsein, welchem die Voraussetzung der durchgängigen Vereinigung beider zum Grunde liegt, unchristlich, ja antichristlich finden; wir dagegen fassen das Christenthum als die Religion jener Vereinigung überhaupt, und finden, je vollständiger diese vollzogen ist, desto vollkommener auch das Christenthum verwirklicht, unsere heutige Weltanschauung

mithin — wenn man den Ausdruck verstehen will — christlicher als die urchristliche selbst.

Doch hiermit sei es genug, damit nicht die Vorrede auch noch größer als das Büchlein werde, dem sie vorstehen soll; denn schwerfälliger freilich ist sie schon längst. Mögen die Wohlwollenden einstweilen mit diesen Keimen und Blüthen vorlieb nehmen, bis ich seiner Zeit im Stande sein werde, ihnen auch wieder Früchte zu reichen. Wenn es hierzu kommt, so werden diejenigen, denen sie munden sollten, ihren Dank vorzüglich den Züricher Frommen zu sagen haben, welche im gegenwärtigen Augenblicke so zart besorgt sich zeigen, zu verhüten, daß meine literarische Muße durch kein mir übertragenes Amt gestört werden möge.

Stuttgart, den 15. März 1839.

Der Verfasser.

würden — wenn man den Ausdruck gebrauchen darf — [illegible] als die ursprüngliche sind.

Doch hiermit sey es genug. [illegible] aber noch größer als die Mühe [illegible] [illegible] Mögen die [illegible] und [illegible] [illegible] Bitte es [illegible] so werden [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Stuttgart, den 15. März 1839.

Der Verfasser.

Justinus Kerner.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Seit einer Reihe von Jahren ist es zur stehenden Sitte bei mir geworden, jeden Herbst womöglich einige heitere Tage zu einer kleinen Fußwanderung nach Heilbronn und Weinsperg zu benutzen. Heilbronn ist der Mittelpunkt der Würtembergischen Weinlese; Morgens in der ersten Frühe schon wird man da von dem Geräusche der Winzer geweckt, welche zu ihrem Tagewerke ausziehen; den ganzen Tag hindurch knallt und wiederhallt es von Freudenschüssen auf den umgebenden Rebhügeln; mit dem Anbruche der Dunkelheit beginnen Raketen und anderes Feuerwerk ihr leuchtendes Spiel; bis endlich mit der Nacht die zur Stadt führenden Wege und Straßen sich von den Zügen beleben, die unter Fakkellicht und Gesang aus den Weinbergen zurück nach Hause kehren. Mittlerweile hat schon Nachmittags der geräumige Saal auf dem benachbarten Wartberge sich zu füllen angefangen; bald stellt Musik sich ein, und der tägliche Herbsttanz beginnt, an welchem junge Kaufleute des gewerbsamen Heilbronn,

junge Officiere der dortigen Garnison, Studenten in den Herbstferien, und Gäste aus andern Landestheilen, die den Herbst in seiner eigentlichen Residenz mitmachen wollen, mit den Schönen der Stadt und Umgegend sich vergnügen.

Wer aus diesem Gewühle wieder etwas in's Engere zu kommen wünscht, der wandert wohl auf einen Tag in das eine Stunde von Heilbronn entfernte Weinsperg hinüber. Auch hier ist man mitten in der Weinlese: aber das Städtchen ist viel kleiner; der reichen Weinbergbesitzer, die glänzende und lärmende Herbste geben, wenigere; der Zufluß von Fremden nicht so bedeutend, wie in Heilbronn. Durch ein Stück der schattigen Kastanien-Allee, welche die Ostseite der Stadt umgiebt, zwischen anmuthig angelegten Gärten mit der üppigsten Vegetation, an dem alten Gottesacker vorbei, über dessen Mauer hie und da noch ein steinernes Kreuz oder sonstiges alterthümliches Denkmal heraussteht, gelangt der Wanderer nach dem er eine halbe Stunde in der fruchtbarsten Ebene fortgegangen an eine Stelle, wo die Straße zwischen Weinbergen allmählig ansteigt, und als Ziel einen Durchweg zwischen zwei in einander sich verlaufenden Hügeln zeigt. Ist man oben, so öffnet sich die Aussicht in das Weinsperger Thal — ich werde es nie vergessen, wie bei meiner ersten

Wanderung dahin, es war im Frühling, mich an dieser Stelle aus einer mit Waldbäumen bewachsenen Schlucht links von der Straße herauf die Grüße der lieblichsten Vogelkehlen empfingen; sie waren Vorboten des vielen Lieben und Anmuthigen, was mir in diesem Thale damals und später wiederfahren sollte. Auch hier sieht das Auge, außer den Wiesen und Aeckern in der Ebene, nur Weinberge rings auf den Hügeln angepflanzt; namentlich ist jener dort, der gerade vor uns am meisten in die Augen fällt, fast durchaus mit Reben bedeckt. Dieser Hügel, einzeln stehend, breite, oben gestutzte Kegelform, auf der obern Platte eine Bergruine, halbverfallene Thürme und Mauern, ist kein anderer, als die gepriesene Weibertreue.

Von Bürger volksthümlich gemacht, ist dieses Alterthum in neuester Zeit durch einen andern Dichter, der sich an seinem Fuße ansiedelte, den Weinsperger Oberamtsarzt, Justinus Kerner, in Schwung gebracht worden: kleine Steine von dem Gemäuer wurden in Ringe gefaßt, welche von Frauen und Jungfrauen weit und breit im deutschen Lande eifrig gesucht wurden, und eine Summe zusammenbrachten, die Kerner sofort zweckmäßig benutzte, um die Ruine durch Wege zugänglich, durch Ruheplätze bequem, und durch Anpflanzung von Gesträuch und

Blumen, Aufstellung von Windharfen und dergleichen anmuthig und romantisch zu machen. Vielleicht treffen wir es heute, daß die Weinsperger gerade ihren sogenannten allgemeinen Herbst auf der Weibertreue feiern, was seit der Kernerschen Verschönerung des Platzes jährlich zu geschehen pflegt. Möglich, daß die drei Herren, die uns auf der Höhe begegnet sind, nach Heilbronn gehen, um Feuerwerk dazu einzukaufen; wenigstens glaubte ich unter ihnen den alten Chemikus zu erkennen, der gewöhnlich dabei geschäftig ist. Daß es ihm aber dießmal nur nicht ergehe, wie vor einigen Jahren! Ich war damals mit Anbruch der Nacht im Kerner'schen Hause angekommen. Alles war noch auf der Burg bei der Herbstfeier; bald aber kam die Tochter des Hauses in sichtlicher Gemüthsbewegung von da zurück. Der Chemikus hatte das selbstbereitete Feuerwerk abzubrennen angefangen; er hatte sich zu diesem Ende auf die Zinne eines alten, dachlosen Thurms gestellt, um und in welchem ein zahlreiches Publikum versammelt war: aber siehe da, statt aufwärts zu steigen, fuhren seine Raketen, Schwärmer und Leuchtkugeln alle abwärts unter die bestürzten Zuschauer, von welchen nun der Künstler für seine Mühe schlechten Dank einärntete. Sie könnte weinen über den Unfall des guten alten Hausfreundes, und habe das

Ding nicht mehr länger mit ansehen können, sagte das treffliche Mädchen: und doch konnte sie zwischendurch sich des Lachens nicht ganz erwehren — ein ächtes Dichterkind.

Doch so weit sind wir eigentlich noch nicht: wir stehen noch auf der Anhöhe, von welcher aus wir die Weibertreue zum erstenmale erblickten. Eine gute Strecke noch zieht sich von da aus der Weg, zuerst abwärts, dann eben, bis man derselben nahe kommt, und indem man rechts hart an ihrem Fuße vorbeigeht, thut sich allmählig Weinsperg hervor, das sich bisher hinter dem Berge gehalten hatte. Das Städtchen bietet wenig Schönes: eng gebaut, mit krummen Gassen, hängt es auf der letzten Senkung des Hügels uneben da; der Marktplatz selbst ist ein jäher Abhang, der sich oben in ein Gestäffel verliert, über welchem die alte Kirche ihren Ort genommen hat. Jetzt sind die Gassen noch überdieß verengt durch die Kufen, welche, die getretenen Trauben zu empfangen, längs den Häusern aufgestellt sind, und zwischen welchen sich Karren und Lastträger mit immer neuen Ladungen zur Kelter drängen. Fremde Weinkäufer stehen da und dort; Ortsbeamte dabei, den Fremden Auskunft und Rath, den Einheimischen Anweisung und Befehl ertheilend. Wer aber ist der große, starke Mann im schwarzen Rocke mit dem dicken Stock aus

Bambusrohr, der aus jenem Hause tritt, von Allen gegrüßt, und Alle wieder grüßend über die Straße geht, um dort in einem andern Hause zu verschwinden? Er schreitet derb und sicher daher: und doch wie in Gedanken; er ist den Leuten freundlich: und doch sieht man seinem ruhigen Ernste an, daß ihm ihr Treiben gleichgültig ist; er macht den Eindruck eines weisen Mannes.

Wer mag es sein? — Erinnert euch doch: wo sind wir denn? In Weinsperg: und wer anders könnte da so aussehen, als Justinus Kerner, der Dichter, der Freund der Geisterwelt, der Arzt, der jetzt in der Morgenstunde seine Krankenbesuche macht?

Wie? Kerner, dieser corpulente Mann? Es ist nicht möglich! so haben wir uns den Mann gar nicht gedacht. Ein Geisterseher muß ganz anders aussehen: schmächtige, abgehärmte Gestalt, hohle Wangen, hervorgetriebene, düsterglühende Augen muß er haben; aber diese robuste Figur, dieses runde, volle Gesicht, dieses ruhige Auge — das kann Kerner nicht gewesen sein.

Gut; dort tritt er eben wieder aus dem Hause, nun will ich ihn anreden, und Ihnen die Ueberzeugung verschaffen, daß er's wirklich ist; dabei werden Sie zugleich durch genauere Betrachtung bemerken können, daß der, freilich etwas fett gewordene, Kopf

die zartesten und geistreichsten Grundlinien hat; daß die Hand, wenn er sie mir reichen wird, die feinste und zierlichste ist, und daß dieses braune Auge, unter den kleinen, in Schildkrot gefaßten Gläsern hervorblickend, ganz darnach aussieht, zwar nicht Geister zu sehen, was ihm auch meines Wissens noch nie zu Theil geworden ist, wohl aber, sich in stillem Sinnen unter den Bildern einer Geisterwelt zu verlieren.

Nun begreifen wir aber vollends nicht, fahren die Begleiter fort, nachdem er weggegangen, wie dieß Kerner sein soll, der Sie so herzlich umarmt, und so freundlich mit Ihnen gesprochen hat. Sie sind ja doch — nun — Sie gehören doch nicht zu den Gläubigen des Dr. Kerner; vielmehr, wie Kerner an der Spitze der Gläubigen im strengsten Sinne, so stehen Sie — Sie nehmen uns dieß nicht übel — oder so stellt man Sie doch wenigstens —

Die Begleiter wollen sagen: so stehe ich an der Spitze der Ungläubigen; nun meinetwegen; und daß diese Extreme sich hier freundlich berühren, was ist denn daran so Wunderbares? Freilich ging das auch nicht gleich von Anfang so gut; als er vernahm daß ich vom Glauben — damals nur erst an die Seherin von Prevorst — zum Zweifel übergegangen

war: da wurde der gute Doctor sehr böse, und stieß harte Reden gegen mich aus. Auch mir that es weh, in ein Verhältniß, wie das unsrige bis dahin gewesen, durch Zweifel und Verschiedenheit der Ansicht einen Bruch gemacht zu haben.

Es war zu Anfang meiner Universitätsjahre: ohne eine mir zusagende Leitung meines philosophischen Triebes, hatte ich mich von den Steppen Kant's und seiner Ausleger nach den saftigeren Triften der Naturphilosophie hinüberzogen, und von da selbst in die geheimnißvollen Wälder des alten Jakob Böhme mich verirrt. So eben erst aus der Dumpfheit und unsteten Träumerei der Periode zwischen dem Knaben- und Jünglings-Alter zu festerem Selbstbewußtsein gediehen, glaubte ich eben in dieser Unmittelbarkeit des Gefühls die Wahrheit zu besitzen, und konnte nicht einsehen, wozu alle die Umstände und mißtrauischen Vorkehrungen, womit Kant an das Erkennen der Dinge herantritt. Weit entfernt, die Fragen und Probleme dieses Denkers zu begreifen, begriff ich schon das nicht, warum dergleichen nur überhaupt aufgestellt werden. In solcher Stimmung, wie mußte Schelling's intellectuelle Anschauung, Jakob Böhme's unmittelbarer Blick in die Tiefen der Gottheit und Natur, mich ansprechen und begeistern! Von welcher Seite ich Schelling einzig auffaßte, erhellt daraus,

daß ich nicht begriff, wie er mit Jakobi, dessen Gefühls- und Glaubensphilosophie mir gleichfalls lieb war, nur jemals habe in Streit gerathen können. Bei dieser Stimmung konnte es nicht fehlen, daß ich nicht in Kurzem Jakob Böhme'n über Schelling stellte. Bei Letzterem zeigte das unmittelbare Anschauen sich nur als Einen Punkt, von welchem alles Uebrige in der Weise des vermittelten Erkennens abgeleitet wurde: ja selbst für jenen Einen Punkt erschien der Ausdruck: Anschauung bald als ein bloßes Bild, und in der That schien auch dort nur ein Erkennen vorhanden zu sein, das man sich von der gewöhnlichen mittelbaren Erkenntniß des Wesens der Dinge nicht allzu verschieden denken durfte. Böhme dagegen redete durchaus als Seher, als Einer, dem das Auge aufgethan ist, die lebendigen Kräfte im eigenen Innern und in der Natur zu erblicken, wie sie „auf- und niedersteigen, und sich die goldnen Eimer reichen." Ich hatte bis dahin in kindlichem Sinne, von einfach religiöser Erziehung her an die Bibel als an Gottes Wort geglaubt; jetzt bekam ich an die Aussprüche Jakob Böhme's einen so streng supranaturalistischen Glauben, wie nur jemals Einer an Propheten und Apostel gehabt hat: ja, seine Erkenntniß schien mir theils zu tieferen Gründen hinabzusteigen, theils das Gepräge des unmittelbaren Geof-

fenbartseins entschiedener an sich zu tragen, als die Bibel selbst.

Aber der Wunsch einer unmittelbaren Erkenntniß des Wahren und Göttlichen war damit doch nur scheinbar befriedigt. Hatte der Prophet für sich auch unmittelbar in die Tiefen der Gottheit geschaut: so konnten doch wir uns eines Gleichen nicht rühmen; seine Erkenntniß war, in ihrem Uebergange auf uns, für uns eine vermittelte. Und vermittelt noch dazu über eine so bedeutende Kluft der Zeit herüber, durch das unlebendigste Mittel, die todte Schrift. Gab es nicht in der Gegenwart und in einer für uns erreichbaren Nähe einen Seher, den wir unmittelbar selbst sehen und sprechen, und durch persönliche Berührung mit ihm sein Schauen gleichsam zu dem unsrigen machen konnten?

Es ist klar, daß wir auf diesem Standpunkte auf die Somnambülen aufmerksam werden mußten, von denen in den nächstvergangenen Jahren, namentlich auch in Schwaben, viel die Rede gewesen war. Eschenmayer's Archiv und andere Bücher dieser Art wurden zur Hand genommen; die uns aber für unser damaliges Bedürfniß bald zu medicinisch gehalten, bald zu geschmacklos geschrieben waren, oder, an Aeußerlichkeiten sich aufhaltend, nicht bis in die Tiefe hinabreichten, um welche es uns einzig zu thun war.

Von allen diesen Schriften wesentlich unterschieden, gewährte uns Kerner's Geschichte zweier Somnambülen die willkommenste Nahrung. Mit der Phantasie und dem harmlosen Glauben des Dichters waren hier die Reden eines magnetisch gewordenen Naturkindes aufgefaßt und wiedergegeben, welche über den innern Zusammenhang und Rapport aller Dinge, über die unsichtbare Welt der guten Geister, und über die Seligkeit des innern Schauens in gemüthlichster Weise sich ergingen, und in die empfängliche Jünglingsseele einen rosenfarbenen Schein herüberwarfen. In nächtlichen Stunden, wenn die Mitbewohner unsers klösterlichen Zimmers schliefen oder sonst entfernt waren, las ich mit zwei Freunden das bereits für mich gelesene Buch; wobei wir uns indeß ebensosehr an dem Naiven und Komischen in demselben ergötzten, als durch das Ernste und Bedeutende ergriffen wurden.

So sehr uns aber diese Lectüre befriedigte, so war es doch wieder nur auf eine Weile, und um so stärker mußte sich bald das Gefühl einstellen, daß wir auch hier nur mit einem todten Buchstaben, mit keiner lebendigen Anschauung und Gegenwart, es zu thun hatten. Unruhig warf sich daher auf's Neue der Trieb suchend herum. Der Anhang zu dem erwähnten Kerner'schen Buche hatte uns auf gewisse

tiefere Bestandtheile des Volksaberglaubens, und auf Personen unter dem Volke, Schäfer und dergl., als Besitzer von Kräften und Wahrnehmungen aufmerksam gemacht, welche auf ein innigeres Verhältniß dieser Menschen zur Natur, zum Urquell aller Kräfte, hinzuweisen schienen. Horst's Zauberbibliothek und ähnliche Bücher unterstützten diese Richtung. Bald kamen wir einer Wahrsagerin auf die Spur, die einige Stunden von der Universitätsstadt sich aufhalten sollte. Wir fuhren hin — die drei Freunde, zum Theil jetzt auf ganz anderen Bahnen des Denkens und des Lebens, werden mir doch erlauben, daß ich ihnen im Andenken an diesen Tag noch heute die Hand drücke; denn Jeder von ihnen wird mit mir diesen Tag, so seltsam dieß auch klingen mag, zu den schönsten seines Lebens zählen. Es war schon Ausgangs Februar, aber noch tiefe Schneebahn und strenge Kälte. Im frühen Morgen mochten wir etwa eine Stunde gefahren sein, als Einer von der Gesellschaft, der sich nicht gehörig verwahrt, und von Anfang an das Gefühl nicht beachtet hatte, auf einmal seine Hände so erfroren fand, daß jede Empfindung aus denselben gewichen war. Alsbaldiges Einreiben mit Schnee wollte nicht verfangen, sondern trieb ihm die Kälte noch überdies so sehr gegen die innern Theile, daß er einer Ohnmacht nahe war, und

der kalte Schweiß ihm auf der Stirne stand. Zum Glücke waren wir in der Nähe eines Dorfs, in dessen Schenke wir den Freund brachten, ihn im warmen Wirthschaftszimmer auf eine Tafel legten, und ein Deckbett über ihn breiteten, unter welchem er mit geschlossenen Augen in einer entschiedenen Schwäche dalag. Wir fragten nach einem Wundarzt; ein solcher sei nicht im Orte, wurde uns erwiedert, aber ein Schäfer, der für Blut, Brand, und so wohl auch für Frost, zu thun wisse. Ein Schäfer mit geheimnißvollen Heilkräften — das klang an unsere damaligen Gedanken und Wünsche bedeutungsvoll an. Der Schäfer erschien: ein Mann in mittleren Jahren und von mittlerem Wuchse, verständigem, aber redlichem Gesichte. Befragt, ob er wohl den Freund so weit herzustellen hoffe, daß dieser die Reise mit uns fortzusetzen im Stande wäre? erwiederte er lächelnd, bald würde derselbe der Frischeste und Gesundeste von uns Allen sein. Sofort nahm er die Hände des Erkrankten unter der Decke hervor, strich, einen Spruch murmelnd, wiederholt mit den Fingern über dieselben, und legte sie unter die Decke zurück. Mag man nun von der Sache denken wie man will: gewiß ist, daß nach höchstens fünf Minuten unser Freund sich erhob, wieder hell und munter um sich blickte, und versicherte, daß er bei der Manipulation des Schäfers die Em-

pfindung gehabt, als zöge mit dessen Strichen der Schmerz aus seinen Händen hinaus; der sich sofort auch aus den innern Theilen verloren habe. Begeistert setzten wir uns mit dem schnell Genesenen zu einem Trunke Wein, den Schäfer in unsrer Mitte, der durch seine körnigen Reden und gesunden Ansichten uns vollends für sich gewann, und dem ich bei'm Abschiede mit halb abergläubischer Verehrung ein seidnes Tuch schenkte, das ich um den Hals trug, und auf einer Reise in damaliger Kälte wohl hätte selber brauchen können. Es war uns seltsam zu Muthe im Weiterfahren; am Ziele einer Reise von sechs Stunden hatten wir das Wunderbare erwartet: und nun trat es durch die Nöthigung des sonderbarsten Zufalls schon nach der ersten Wegestunde uns entgegen. Höheres, das fühlten wir, konnte uns für heute nicht mehr begegnen: und doch waren wir glücklich genug, hernach auch von der Wahrsagerin so viel Merkwürdiges und zum Theil Zutreffendes über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu vernehmen, daß unsere Freude und Begeisterung für die Dauer des ganzen Tags ausreichende Nahrung hatte.

Um dieselbe Zeit war es nun ungefähr auch, daß sich im Lande die Kunde verbreitete, in Weinsperg bei **Dr.** Kerner befinde sich eine Somnambüle, die im schlafwachen Zustande mit einem abgeschiedenen

Geiste verkehre, auf dessen Angaben sie bereits eine merkwürdige Entdeckung, ein verborgenes Aktenstück betreffend, gemacht habe. Das war es ja nun, wohin längst unsere Wünsche zielten. Eilig schrieb ich an einen Verwandten in Weinsperg um Auskunft, der mich in der Antwort im Auftrage Kerner's an Eschenmayer wies. So kamen wir in das Haus dieses damaligen Tübinger Professors, der uns als gläubige und wißbegierige Schüler gütig aufnahm, und uns von den, durch Kerner ihm mitgetheilten Protokollen Einsicht gewährte. Die Osterferien waren nahe. Mit dem bewährtesten und gleichgestimmten meiner Freunde eilte ich nach Weinsperg. Damals war es, als mich beim Eintritt in das Thal die Vögel so freundlich begrüßten. Ich war mit meinem Vater, der zur Frankfurter Messe reiste, bis Heilbronn gefahren: es war ein feierlicher Augenblick, als wir Abschied nahmen; denn ich hatte das Gefühl, von ihm aus nunmehr den geheimnißvollsten und schauerlichsten Weihen entgegenzugehen, mit der unsichtbaren Welt in eine bisher vergebens ersehnte Verbindung zu treten. Kerner empfing mich mit väterlicher Güte, und stellte mich bald der Seherin vor, die in einem untern Zimmer seines Hauses wachend zu Bette lag. In Kurzem aber verfiel sie in den magnetischen Schlaf, und ich hatte so zum

ersten Male den Anblick dieses merkwürdigen Zustandes, und zwar in seiner reinsten und schönsten Gestalt. Das leidenvolle, aber edel und zart gebildete Gesicht von himmlischer Verklärung übergossen; die Sprache das reinste Deutsch; der Vortrag sanft, langsam, feierlich, musikalisch, fast wie ein Recitativ; der Inhalt überschwengliche Gefühle, die bald wie leichte, bald wie dunkle Wolken über die Seele zogen und wieder zerflossen, — bald stärkere bald sanftere Luftzüge durch die Saiten einer Aeolsharfe, — Unterhaltungen mit und über selige oder unselige Geister, mit einer Wahrheit durchgeführt, daß wir nicht zweifeln konnten, hier wirklich eine Seherin, theilhaftig des Verkehrs mit einer höheren Welt, vor uns zu haben. Bald machte Kerner Anstalt, mich mit ihr in magnetischen Rapport zu setzen: ich erinnere mich keines gleichen Augenblicks in meinem Leben. Fest überzeugt, daß, sobald ich meine Hand in die ihrige legte, mein ganzes Denken und Wesen offen vor ihr daliegen würde, kein Rückhalt, keine Ausflucht mehr, wenn Etwas in mir wäre, das ich zu verbergen Grund hätte: es war, wie wenn man mir das Brett unter den Füßen wegzöge und ich in's Bodenlose versänke, als ich ihr die Hand gab. Uebrigens bestand ich die Probe gut: sie rühmte meinen Glauben, und oft habe ich später Kerner'n da-

mit geschraubt, daß die Seherin auf seine Frage, was das Eigenthümliche meines Glaubens sei? die Antwort gab, daß er nie zum Unglauben werden könne. Entweder also, halte ich ihm nun entgegen, bin ich auch jetzt noch nicht ungläubig; oder wenn dieß, so ist Ihre Seherin eine falsche Prophetin gewesen.

Es waren schöne, poetische, reiche Tage, die ich damals in Weinsperg lebte: das Wunder war jetzt nicht mehr etwas Fernes, das wir suchten, sondern zur lebendigen Gegenwart geworden; es war uns nicht mehr etwas Einzelnes, Ungewöhnliches, es war das Element, in dem wir uns bewegten; hinter jeder Ecke des Wegs, um die wir bogen, hinter jedem Strauche des Gartens, an dem wir vorübergingen, waren wir jeden Augenblick gefaßt, das Sonderbarste und Außerordentlichste, ohne Verwunderung und noch mehr ohne Schrecken, als etwas Vertrautes hervortreten zu sehen. Für die Person der Seherin, welche außer dem magnetischen Zustande eine verständige und anziehende Frau war, die namentlich die Gabe besaß, das Gemüth dessen, der sich mit ihr unterredete, aufzuschließen, und eine innige Mittheilung zu veranlassen, bildete sich eine Schwärmerei des Gefühls, deren Natur aus folgendem Zuge erhellen mag. Als später einmal zwei Bekannte von

einer Reise nach Weinsperg mit der Nachricht zurückkamen, die Seherin sei aus ihrem bisherigen, scheinbar wachen, Zustande, wie aus einem magnetischen, erwacht, und wisse sich daher auch meiner, dessen Bekanntschaft sie in jenem Zustande gemacht, nicht mehr zu erinnern; so machte mich, — obgleich die Freunde mir ein Billet von der Seherin mitbrachten, des naiven Inhalts, daß sie bedaure, mich nicht mehr zu kennen, und dennoch meine Freundin zu bleiben hoffe, — dessenungeachtet der Gedanke, mich aus ihrem Bewußtsein verdrängt und meine Stelle von Andern eingenommen zu sehen, auf längere Zeit höchst unglücklich.

Nachdem wir unsere Besuche öfters wiederholt und unser Freundschaftsverhältniß zum Kerner'schen Hause und der Seherin befestigt hatten, starb diese, und Kerner schickte sich an, ihre Geschichte im Druck herauszugeben. Bei meinen Besuchen in Weinsperg, sowie bei denen im Eschenmayer'schen Hause in Tübingen war mir nicht entgangen, wie sehr Eschenmayer den ihm von der Thatsache gelieferten Stoff mit seinen eigenen philosophischen Ideen zu versetzen pflegte, und wie geneigt sich Kerner diesen Einflüssen des von ihm verehrten Mannes hingab. Mit der mir von ihm gestatteten Vertraulichkeit schrieb ich daher an Kerner unter Anderem, er möge

bei Bearbeitung seines Werkes doch ja auf seiner Hut sein, um nicht allzu viel von den Eschenmayer'schen Ideen hineinzubringen. Er ließ sich in der Antwort auf diesen Punkt nicht ein, und so entstand das Buch, in welchem, neben so manchem Trefflichen, doch, wenn man es mit der Geschichte zweier Somnambülen vergleicht, der an die Stelle poetischer Unbefangenheit getretene philosophische Formalismus, und statt der früheren Harmlosigkeit eine gewisse Bitterkeit schmerzlich auffällt.

Von unserem ersten Besuche an war der magnetische Zustand der Seherin fortwährend in abnehmender Phase begriffen gewesen: die Ekstasen stellten sich seltener ein und wurden kürzer und unbedeutender; wir kamen von unsern späteren Wallfahrten nicht mehr mit der Befriedigung, wie von der ersten, zurück. Dieß freilich auch zugleich darum, weil unvermerkt unsere Anforderungen, unser Bedürfniß und ganzer Standpunkt andere wurden. Unsere akademischen Studien waren indeß zur Theologie fortgerückt, und vor Allem war es bald Schleiermacher, dessen Glaubenslehre unsre Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch nahm. Durch die Sprödigkeit unsrer Gefühlsgewißheit Anfangs von seinen verständigen Erörterungen abgestoßen, hielt uns doch der wissenschaftliche Zauber seiner Darstel-

lung, die Freude, die es uns gewährte, wenn wir einen seiner dialektischen Läufe ihm nachthun zu können, eine seiner Fertigkeiten uns zu eigen gemacht zu haben glaubten, allmählig immer mehr bei ihm fest. Ein Stück reflectirender Vermittelung um das andere schob sich unvermerkt in unser Bewußtsein ein, und ehe wir's uns versahen, standen wir auf einem ganz neuen geistigen Boden, von welchem aus uns das alte Zauberland des Hellsehens, der Magie und Sympathie, wenn wir auf dasselbe zurückblickten, wie auf den Kopf gestellt erscheinen mußte. Angeregt durch die mancherlei Urtheile, welche über die indeß erschienene Seherin von Prevorst, ihre Zustände und Gesichte, nach einander laut wurden, und getrieben von dem Bedürfnisse, mit einer Erscheinung, die mich so lange und so innig beschäftigt hatte, mich auseinander zu setzen, schrieb ich eine Kritik der verschiedenen Ansichten über die Seherin von Prevorst, welche sofort in einem öffentlichen Blatte gedruckt wurde; eine Arbeit, welche, ohne der Wahrheit der Thatsachen oder dem Charakter der Seherin und Kerner's zu nahe zu treten, nur die Objectivität der Geistererscheinungen durch eine Hypothese auf die Seite zu bringen suchte, die sich wenigstens so gut wie andere hören ließ, und in einer Weise durchgeführt war, welche deutlich einen Ver-

fasser verrieth, den so eben erst Schleiermacher denken und selbst reden gelehrt hatte. Diese Kritik war es, über welche, wie sie ihm von dritten Personen ungenau dargestellt worden war, Kerner sich als über einen Treubruch bitter beklagte, und welche unsern Verkehr eine Zeit lang unterbrach; bis Kerner, nach genauerer Kenntnißnahme von der Sache, und nachdem der erste Eindruck vorüber war, die Verbindung durch die freundlichsten Einladungen wiederherstellte.

So weit in meiner Erzählung gelangt, und indeß mit den Begleitern im Gasthofe am andern Ende der Stadt angekommen, wo uns das Kerner'sche Haus vor Augen liegt, sehen wir Kernern aus dem Stadtthore von seinen Besuchen zurückkommen. Er bemerkt uns am Fenster, reicht mir von der Straße herauf die Hand, und fordert uns auf, ihm in seine Wohnung zu folgen. „Sie sitzen wie ein Käfer in einem Strauß," sagte kürzlich ein Freund von mir zu Kerner; so steht sein Haus mitten unter Gärten, von Bäumen, Weinreben und Blumen umgeben. Das Haus ist klein, aber anmuthig und bequem, und in Verbindung mit dem wohnlich eingerichteten Gartenhause gegenüber bietet es auch hinlänglich Raum, um der Gastfreundlichkeit der trefflichen Familie genug zu thun. Eine schönere

und zartere Gastlichkeit ist nicht leicht in einem Hause zu treffen. Unter den vielen Fremden, die jährlich das Kerner'sche Haus besuchen, wird doch jeder in seiner Eigenthümlichkeit aufgefaßt, und ihm eine entsprechende besondere Rücksicht und Neigung gewidmet. Ist ein auswärtiger Freund in Weinsperg anwesend, so ist es Kerner'n nicht wohl, wenn er nicht in seinem Hause speist und übernachtet, so lange noch Raum ist, und die Einladungen des Gemahls unterstützt die eben so gemüthvolle als verständige Hausfrau mit so vieler Herzlichkeit, daß schwer zu widerstehen ist. Das dennoch sich aufdrängende Gefühl, hier allzuviele Güte zu mißbrauchen, wird dem Gaste nur dadurch erleichtert, daß er sieht, wie seine Anwesenheit nicht die mindeste Störung oder Aenderung im Hauswesen hervorbringt, sondern Alles in seinem ruhigen, einfachen Gange bleibt. Und in welche Familie findet sich der Gast hier eingeführt! Kein Wunder, daß von bösen Geistern Geplagte hier Hülfe und Heilung suchen: der gute Geist dieses Hauses muß sie vertreiben. Ein Friedensengel scheint über demselben zu schweben; der Sinn der Ordnung, der ruhigen Heiterkeit und des Wohlwollens spricht uns aus allen Gesichtern, aus Allem, was wir darin hören und sehen, an. Der Dichter ist glücklich zu preisen, der, wie Kerner, eine Gattin findet, welche ei-

nerseits zwar seinem schwärmenden Gefühle den ordnenden Verstand gegenüberstellt, doch aber andrerseits selbst so viel Gefühl und poetischen Sinn besitzt, um das, was des Dichters Brust bewegt, innig mitempfinden und sein Leben im vollen Sinne theilen zu können. Und dann der liebliche Kreis dieser drei Kinder, von denen die älteste Tochter wie aus dem feinsten Dufte der Reiseschatten gewebt ist, der Sohn mit der regen Phantasie des Vaters die Verständigkeit der Mutter zu paaren, das jüngste Mädchen aber die Innigkeit und stille, sinnige Natur beider Eltern darzustellen scheint. Das Kerner'sche Haus ist vielleicht das merkwürdigste und eigenthümlichste in ganz Schwaben, und ich möchte demselben bald eine ähnliche episch-novellistische Verherrlichung wünschen, wie es von meinem Freunde, Gustav Pfizer, in dem bekannten schönen Gedichte, lyrisch verherrlicht worden ist. So viel ist jedenfalls gewiß: man muß Kernern in seinem Hause sehen und darstellen, wenn man einen richtigen Begriff von ihm bekommen oder mittheilen will.

Kerner wird micht müde, die Gäste in seinen anmuthigen Besitzungen herumzuführen, ihnen Haus und beide Gärten, den einen vor, den andern hinter dem Hause, Gartenhaus und Laube, zu zeigen, und was dabei Denkwürdiges zu sehen und zu hören ist,

bemerklich zu machen. Besondere Aufmerksamkeit erregt auf dieser kleinen Wanderung der Thurm, der ein Stück der alten Befestigungswerke, in Kerner's Garten steht und von ihm so eingerichtet worden ist, daß er im ersten Stocke ein alterthümlich gewölbtes Zimmer mit gemalten Fensterscheiben, zur Lectüre oder Mittagsruhe im Sommer geeignet, und oben, auf dem platten Dache, ein Zelt mit der schönsten Aussicht, rückwärts auf die Weibertreue und die Stadt, vorwärts in das Weinsperger Thal und die Löwensteiner Berge, darbietet. Kommt während dieser Wanderungen Mittag heran und ist Jahreszeit und Witterung günstig, so wird der Hausvater befragt, an welchem Platze diesmal gespeist werden solle, d. h. ob im Wohnzimmer, oder im Schweizerhause, das als Altan hinten an das Wohnhaus angebaut ist, oder auf dem Thurme, in der Laube, unter dem Apfelbaume? Während des Essens, wenn es im Freien statt findet, kommt der Storch herangestiegen, der vertraulich seine Gabe verlangt, von dem aber Kerner sagt, er habe, wie wir Menschen, sein Paradies verloren, da er dem, der ihm zu essen reiche, undankbar mit dem Schnabel nach der Hand haue; der zahme Rabe kommt vom nächsten Dache oder Baume geflogen, und fordert gleichfalls seinen Antheil: und so bekommt man auf die anmuthigste

Weise zu sehen, wie das Herz des Dichters und der Seinigen seine Freundlichkeit über die Grenzen der menschlichen Gattung und der gewöhnlichen Hausthiere hinaus auf die wilde Natur auszudehnen sich gedrungen findet.

Kerner spricht in der Regel wenig: sinnend, die Hände über den Rücken geschlagen, steht er am Fenster, sitzt mit gefalteten Händen im Stuhl, oder geht langsam auf und ab; dann liebt er es wohl, bisweilen vor einen anwesenden Freund hinzutreten, ihm in's Auge zu sehen, und, indem er halb seufzend seinen Namen mit einem freundlichen Beiwort ausspricht, ihm auf die Schulter zu klopfen. Ergreift ihn aber einmal die Laune, so ist er, namentlich in der humoristischen Erzählung, unübertrefflich, und ich werde es nie vergessen, wie komisch er den Schmerz eines alten Müllers, dem ein aufgeklärter Justizbeamter seine alchymistischen Schriften auf dem Ofen verbrannte, oder die Enttäuschung darstellte, mit welcher Nicolaus Lenau aus Amerika zurückgekommen war. Hat Kerner merkwürdige Briefe erhalten, so werden sie den Freunden vorgewiesen, — die älteren Briefe stehen, nach Jahrgängen gebunden, in der Bibliothek des Thurms: es finden sich köstliche Sachen darunter, die schönsten Gedichte von Uhland hier frisch von der Entstehung weg brieflich mitgetheilt;

sind magnetische oder geistergeschichtliche Acten da, woran es dem Herausgeber der Blätter aus Prevorst nie fehlt, so werden diese vorgelegt; sind gar dergleichen Personen im Hause, so werden Freunde, welchen Kerner ein ernstes Interesse an der Sache zutrauen zu dürfen glaubt, so weit es ohne Störung möglich ist, zur Beobachtung derselben zugelassen. So lernte ich noch vor wenigen Jahren eine Besessene im Kerner'schen Hause kennen, die bald nachher geheilt wurde. Im gewöhnlichen Zustande eine verständige, fleißige Frau, die, ganz in die Kerner'sche Familie aufgenommen, sich strickend oder sonst häuslich beschäftigte, gab sie in den Anfällen, die sich häufig einstellten, das wirkliche Bild des Besessenseins. Verzerrung des Gesichts zu den scheußlichsten Fratzen, krampfhaftes Umsichschlagen, Niederfallen, boshafte, gemeine Lästerreden, die aber zum Theil nicht ohne Witz waren. Neben dem festen Glauben, daß ein böser, verdammter Geist aus diesen Personen rede, und bei allem Ernst, mit welchem im Namen Jesu auf den vermeintlichen Dämon gewirkt wird, beutet Kerner doch zugleich die komische Seite solcher Erscheinungen auf die heiterste Weise aus. Eben damals, als die Besessene im Hause sich befand, hatte Kerner einen Knecht in Dienste genommen, der früher wahnsinnig gewesen, und auch jetzt noch nicht

sehr bei Verstande war. Dabei konnte er aber die ganze Bibel auswendig, und sagte der Kranken lange Abschnitte aus derselben her, auch sang er ihr Lieder vor; was zwar der Frau wohlthat, aber den Dämon verdroß, der sich nicht selten zwischen die biblischen Worte hinein mit Schimpfreden gegen den Inhalt wie gegen den Vortragenden vernehmen ließ. Daher ging auch des Knechts letzter, auf Catonische Weise immer wiederholter Rath dahin, die Frau sollte einmal etwas über Durst trinken, dann würde vielleicht der gute Weingeist des bösen Geistes mächtig werden. Eines Nachmittags war der Knecht auch wieder zusprechend im Zimmer der Kranken zugegen: als Kerner uns dahin führte, und ihm auftrug, ihr ein religiöses Lied zu singen. Er that's mit kreischender Stimme, und auf die tollste Weise fuhr alle Augenblicke der resp. Dämon aus dem Weibe schimpfend dazwischen. Diese Komödie war es, die Kerner uns hatte zeigen wollen, und bei welcher er so kräftig mitlachte, als einer von uns. Es war aber auch wirklich so toll, daß ein gebildeter Stahlstecher, der auf der Durchreise so eben Kerner, dem Dichter, die Aufwartung gemacht hatte, und gleich darauf diese Scene mit anzusehen bekam, dadurch ganz irre wurde, und nur noch immer wiederholt zu sagen wußte, „so etwas sei ihm in seinem Le-

ben noch nicht vorgekommen." — Man sieht, wenn auch nicht im Denken, so ist Kerner doch durch seinen Humor, oder als Dichter, über diese Gespenster hinaus und ihrer vollkommen Meister. Ueberhaupt ist Kerner, der Magnetiseur und Geisterfreund, nur aus dem Dichter zu begreifen.

Ludwigsburg, der Geburtsort des Dichters, ist eine Stadt, die unter einer prosaischen Außenseite viel Poetisches verbirgt, was Niemand sinniger hervorgezogen hat, als Kerner selbst in seinen Reiseschatten, wo er unter dem Namen Grasburg Ludwigsburg beschreibt. Der modernen, geradlinigen, flachen Stadt hat gerade dasjenige, was in gewerblicher und anderer Hinsicht ihr Unglück ist, daß sie an ganz unzweckmäßiger Stelle gegründet, im halben Ausbau stecken blieb, in poetischer Hinsicht zum Segen gereichen müssen, indem es die Ausfüllung des leeren Raumes innerhalb der zu weit gezogenen Ringmauern mit den endlosen Lindenalleen und sonstigen Spaziergängen veranlaßte, welche, verbunden mit den Herrlichkeiten und Schauern des meistens verlassenen Schlosses, schon dem Kinde ganz eigenthümliche Eindrücke mitgeben, und eine besondere Anhänglichkeit an die Vaterstadt zur Folge haben, die fast bei allen geborenen Ludwigsburgern zu finden ist. Der Knabe Kerner wurde zum Kauf-

mannsstande bestimmt, und trat in der dortigen herzoglichen Tuchfabrik seine Lehrzeit an. Bald aber widerstrebte seine Natur, und er griff nach arzneiwissenschaftlichen Büchern; auch regte sich der Trieb zur Poesie. „Ganz ruhig" — erzählt er in einem poetischen Sendschreiben an einen Schneider wegen eines verbrannten Rocks, das in Ludwigsburg mündlich fortlebt, woher auch ich es habe —

Ganz ruhig ich saß
Am Ofen, und las
In einem Buch,
Wie Gottes Fluch
Und alle Uebel
Ohne Bibel,
Durch Laxiren und Speien
Zu heilen seien u. s. w. —

ein merkwürdiger Vers, welcher, in der Verwunderung über das gewöhnliche materielle Heilverfahren, Kerners ganze jetzige Richtung vorgebildet enthält

Es war eine schöne Zeit in der bösen Napoleonischen, als die drei Dichter: Kerner, Uhland und Schwab, zusammen in Tübingen studirten. Die classische Form für die deutsche Poesie war durch Goethe und Schiller errungen, und so eben bestrebten sich die Romantiker, Tieck an der Spitze, ihr einen deutscheren, wärmeren, religiöseren Inhalt, und damit auch der Form theils mehr Innigkeit und volksmäßige Einfalt, theils eine noch freiere Ungebunden-

heit zu verleihen. Unsre drei jungen schwäbischen Dichter, durch Talent und Neigung vorzugsweise zur Lyrik bestimmt, wetteiferten in Liedern und Romanzen, von denen manche noch jetzt zu den schönsten Erzeugnissen deutscher Dichtung gehören. Doch ließ sich schon damals, und läßt sich überhaupt in den Dichtungen namentlich von Uhland und Kerner, bereits die innere Verschiedenheit nachweisen, welche die beiden Männer nachher in so verschiedene Richtungen des Lebens und der Thätigkeit auseinandergeführt hat. So oft wir auch beide Dichter auf demselben Gebiete treffen, so ist dieser gemeinsame Boden doch nicht das Feld, auf welchem jeder von beiden die meiste Stärke besitzt. Um bei dem Unbestimmteren, wie, daß Uhland mehr verständig, plastisch, Kerner mehr empfindend und phantastisch ist, uns nicht aufzuhalten, so kann wohl am bezeichnendsten gesagt werden: Uhland's Gabe ist, sich in bestimmte menschliche Zustände hinein-, Kerner's, sich über sie hinauszuempfinden. Die Situationen des Frühlings, der Reise, des Schäfer-, Sänger-, Ritter-Lebens sind es, in welche sich Uhland mit Liebe und Behagen zu versetzen und sie uns auf's Lebendigste vorzuführen weiß: Kerner'n dagegen treibt es nicht nur aus dem Menschentreiben in die Natur, aus der Ebene in die Berge und Wälder, sondern überhaupt

aus der irdischen Fremde in die höhere Heimath, aus dem Leben in den Tod hinüber. Hierdurch fällt innerhalb des Bodens der Romantik selber wieder Uhland der classischen, Kerner der romantischen Seite zu. Uhland's Muse, so oft auch sie in das Unendliche als solches hinüberstrebt, weiß sich doch noch öfter, und in ihren besten Erzeugnissen, im Endlichen anzubauen, und in ihm das Unendliche zu finden: die Kerner'sche, obwohl es auch ihr in manchen Balladen und Liedern gelingt, im Diesseits sich zu befriedigen, zeigt doch ihren eigenthümlichsten Charakter da, wo sie das gegebene Menschliche verflüchtigt und im Dufte der Sehnsucht in das Jenseits aufsteigen läßt. Was Wunder, daß, um im Bilde zu bleiben, die in's Jenseits aufgestiegenen Düfte und Dünste oben zu gespenstigen Wolken zusammengerinnen, welche denn natürlich nicht unterlassen werden, manch spukhaftes Hagelkorn in unser Diesseits herabzuwerfen? So wie andrerseits Uhland's Behagen im Diesseitigen, da es nur ein Behagen an den einfachsten sittlichen Elementarzuständen, wie Familie, altdeutscher Staat als Zusammentritt freier Männer, ferner Liebe in ihren naivsten Formen, ist, in ein Unbehagen an allem demjenigen umschlagen mußte, was in Staat, Sitte und Literatur jetzt über jene Anfangsgründe hinausgeht.

Nach Beendigung seiner Studien bereiste Kerner einen Theil von Deutschland, und Briefe, von dieser Reise aus an die zurückgebliebenen Freunde geschrieben, bilden die Grundlage der im Jahre 1811 zuerst herausgegebenen Reiseschatten. Diese sind das bedeutendste dichterische Erzeugniß Kerner's, und in der That ein ewig frischer Quell der reinsten, gesundesten Poesie. Vermöge seiner freien Form und der bunten Abwechslung des Sentimentalen mit dem Phantastischen und Komischen könnte man das Werk mit den Jean Paulschen Arbeiten vergleichen; aber das Sentimentale ist in den Reiseschatten durch einen mittelalterlich=romantischen Zug bestimmter, freilich eben darum auch beschränkter, als bei Jean Paul; das Komische ist einfacher und volksthümlicher; damit der Charakter des ganzen Werks unmittelbarer, naiver. In den Reiseschatten hat Kerner zwei Elemente ineinander verarbeitet: das eine ist die Romantik, welche selbst wieder zwei Seiten hat, die negative des Spottes und der Verachtung gegen die platte Prosa der Aufklärung, und die positive der Begeisterung für Mittelalter und Natur, der innigen Versenkung in die Empfindungen der Andacht und Liebe; das andere Element sind Erinnerungen des Dichters an Erlebtes, an Personen, Orte und Zustände, welche nun theils für die eine oder andere,

die positive oder negative Seite jener Romantik verwendet, theils zwischen beiden inne mit harm- und absichtlosem Humor hin- und hergeworfen werden. Diese Neigung zum Burlesken und Baroken hängt mit einer Richtung, wie die Kerner'sche, so sehr sie ihrem elegischen Ernste auf den rechten Anblick zu widersprechen scheint, doch auf's Genauste zusammen. Ist dieses Leben für sich das nichtige, das den wahren Gehalt nicht in sich, sondern nur hinter sich oder jenseits seiner hat: so erscheint es mit seinem ernsthaft und wichtig Thun, seinem Streben und Schaffen, Rennen und Laufen, dem Tieferblickenden leicht als ein Possenspiel, das er bald als Weiser belächelt, bald aber, um des drückenden Ernstes für eine Weile loszuwerden, sich selbst auch mit Behagen in die fröhlichen Reihen der glücklich Blinden mischt.

Gleich Anfangs werden wir in die alte Reichsstadt geführt, wo Abends Hausgenossen und Nachbarn vertraulich vor den Häusern sitzen, und bald „von nah und fern so manches Lied tönt, das da heilig ist"; darauf läßt sich in der Nacht der Geist der alten gothischen Kirche klagend über die Schwäche und Kälte des jetzigen Geschlechtes vernehmen. Ist hiemit der ernste Grundton des ganzen Büchleins angeschlagen: so kommt nun alsbald an den komischen die Reihe, indem auf dem Postwagen der

Reisende eine wunderliche Gesellschaft trifft. Der wahnsinnige Dichter Holder (Hölderlin) mit verworrenen Reden, aber von tiefem Sinne, stellt gleichsam die tollgewordene Romantik, oder die Romantik, wie sie den Anhängern des Alten erscheint, nämlich als Tollheit, vor; der Chemikus (ein längst verstorbenes Ludwigsburger Original) erklärt jenen Wahnsinn aus einem Ueberfluß von Sauerstoff in der Seele des Mannes, und hofft von der Stickluft im Wagen Heilung für ihn; der Pfarrer findet solch materialistische Erklärung unmoralisch, und sucht den Verrückten durch Ueberreichung nüchterner Aufklärungs- und Erziehungsschriften zurecht zu bringen; er und ein mitreisender Schreiner erkennen sich als Mitarbeiter einer Zeitschrift von antiromantischer Richtung; und endlich der Antiquarius und Poet Haselhuhn (Conz) ist als gutmeinender Vermittler zwischen Classikern und Romantikern, wie auch übrigens in seiner etwas unbehülflichen Persönlichkeit, vortrefflich gezeichnet. Hiebei zeigt sich sogleich Kerner als ächten Dichter durch die Gabe, das wirklich Erlebte, bei aller Treue, mit der er es wiedergiebt, doch zugleich so, sei es in komischer oder ernster Art, zu idealisiren, daß es, so zu sagen, die Erdschwere verliert, und leicht und ätherisch als poetisches Gebilde erscheint. Er weiß den Adern der von ihm aufgenommenen

wirklichen Personen, wie der Arzt denen der gestorbenen Mignon im Wilhelm Meister, jenen Balsam statt des Blutes einzuspritzen, der ihnen für immer ein frisches, jugendliches Ansehen erhält.

Eine der schönsten Partien des Buchs ist sofort die Aufführung des kleinen Stücks: der Todtengräber von Feldberg. Hier wird die Romantik durch eine Gesellschaft von Studenten, die Plattheit durch das sogenannte gebildete Publikum vertreten, welches der Aufführung der Sonnenjungfrau mit gespannter Erwartung und philisterhaftem Raisonnement entgegen sieht, und von Entsetzen ergriffen wird, als der Schauspieldirector, von den Studenten genöthigt, statt der Sonnenjungfrau den Todtengräber ankündigt, „diese grelle, unmoralische, gehaltlose Fratze, ohne allen Zusammenhang, ohne alle Haltung und Verwicklung, wo in einer Scene kaum drei Worte gesprochen werden, wie in einem Krippenspiel." Der Inhalt ist ein Todtengräber, der, von dunklem Drange getrieben, Alles daransetzt, fliegen zu können, und, als es ihm immer mißlingt, sich dem Teufel ergiebt, der gegen Ermordung von Frau und Tochter ihm Gewährung seines Wunsches verspricht. Auch hier hat Kerner eine wirkliche Gestalt in eine poetische verwandelt, und zwar eine komische in eine tragische. Der fliegelustige Todtengräber lebte noch

in Ludwigsburg, als Kerner das kleine Drama schrieb.

Ich selbst erinnere mich aus meiner Kindheit wohl noch des kleinen hagern Mannes, der jedesmal in's Haus gerufen wurde, so oft die alte Schwarzwälder Uhr des Großvaters nicht mehr gehen wollte; denn er verstand sich auf die Reparatur. Ich kann ihn noch sehen auf dem Stuhle stehend, um zur hochhängenden Uhr hinanzureichen, und mich unten, seiner Arbeit begierig zusehend und ihn unaufhörlich bittend, mir doch von der Uhr ein Rad zu geben. Es war uns Kindern streng verboten, den Mann Flugmaier zu heißen, wie auf jene Versuche zu fliegen hin der Volkswitz seinen eigentlichen Namen: Hartmaier, umgestaltet hatte; statt dessen aber faßte ich mir ein Herz und fragte ihn geradezu, was es denn mit seiner Flugmaschine für eine Bewandtniß gehabt habe? Er wurde nicht böse, sondern erzählte ruhig, wie sie schon beinahe fertig gewesen, aus starkem Papier, von hölzernen Faßreifen gehalten, in Gestalt eines Vogelleibs, mit Flügeln: als ein böses Weib, das über der Kammer gewohnt habe, wo die Maschine niedergelegt gewesen sei, durch Wasser, das sie wiederholt auf den Boden ausgegossen und das in's untere Zimmer herabgetröpfelt sei, die Maschine allmählig zerstört habe. Diesen ärmlichen Patron hat der Dich-

ter auf bewundernswerthe Weise in einen kleinen Faust zu verwandeln gewußt, der ausruft:

Siehst du den Reiher dort oben, Weib?
Blau wie der Himmel sein Flügel,
Licht und Luft ist der stolze Leib,
Ihm däucht die Erde ein Hügel.
Sieh an! so bodenlos und ohne Zügel!
Ist erst das Wagstück mir gelungen, Weib,
Werd' ich auch angestaunt dort oben schweben.

— — —

Die Mücke darf zum Himmel sich erheben,
Frei schwebt sie auf und tanzt im Sonnenstrahl:
Der Mensch nur soll, gebannt in's niedre Thal,
Mit Moos und Schwamm an Stein und Erde kleben?

Eine wunderzarte, feenhafte Partie folgt nun, eine nächtliche Fahrt den Fluß hinunter, in Gesellschaft von einer blinden Harfnerin, Handwerksburschen und Mädchen, die zum Jahrmarkt reisen, worunter auch eine gar wunderbare Jungfrau, von einer Insel der Nordsee gebürtig, welche dem Reisenden vom Meer und den Wundern seiner Tiefe erzählt, indem zugleich von der Harfnerin und der übrigen Gesellschaft die schönsten, empfundensten Lieder gesungen werden. Ein anziehender Begleiter gesellt sich von hier an für einige Zeit zu dem Reisenden, ein Mühlknecht, der, in den Krieg berufen, so eben von seiner Geliebten mit der Ahnung Abschied genommen hat, daß er im Kriege fallen werde. Später, in den Hallwäldern (dem Odenwalde), findet der

Reisende das Mädchen bei ihren Eltern, den Aufsehern einer einsamen Kapelle, hinsterbend über dem Briefe, den ihr Geliebter, tödtlich verwundet, an sie geschrieben:

Nicht im Thale der süßen Heimath,
Bei'm Gemurmel der Silberquelle:
Bleich getragen aus dem Schlachtfeld
Denk' ich dein, du süßes Leben.

— — —

Flecht' in's Haar den Kranz der Hochzeit,
Halt' bereit die Brautgewande
Und die vollen, duft'gen Schaalen:
Denn wir kehren Alle wieder
In das Thal der süßen Heimath.

Parallel mit dieser Geschichte des Mühlknechts läuft die vom Andreas und der Anna, welche die schmelzendsten lyrischen Liebesklagen enthält, von denen ich nur an das, einem Volkslied nachgesungene: „Schwarzes Band, o du, mein Leben," erinnern will. Dazwischen nun aber der lustigste Abschnitt im ganzen Buche, die Reise im Postwagen mit einem dicken Bronnenmacher (Ludwigsburger Original), einem magern Pfarrer, welche aber, Beide gleich hungrig, von einem lustigen Koch durch die lockende Beschreibung einer leckern Mahlzeit so gierig gemacht werden, daß der Pfaarer endlich den Bronnenmacher in die fette Backe beißt; woraus, da der Pfarrer kürzlich von einem Hunde in die Nase gebissen worden,

den der boshafte Koch dem Bronnenmacher als wüthend darzustellen weiß, die lächerlichste Angst und Verwicklung entsteht. Ihren Schluß erreicht die Reise unsers Romantikers in Nürnberg, dieser Heimath altdeutscher Kunst und des Meistergesangs, wo er noch einmal mit dem geheimnißvollen Mädchen von der Nordsee zusammentrifft. „In einem der Laubgänge (eines verödeten Gartens) setzten wir uns nieder; da hat das fremde Mädchen mir den Sterbetag all' meiner Freunde gesagt, so wie den Tag, an dem der oder jener geboren, und meinen Sterbetag. Schont meiner, sprach ich, indem ich sie freundlich anblickte. Da umschlang sie mich mit einem Arme; mit der Hand des andern aber fuhr sie mir dreimal sanft über die Augen her, die schlossen sich alsbald, wie zum magnetischen Schlafe."

Nach seiner Reise kam Kerner als Badearzt in das Wildbad, und schrieb hier seine wundervolle Beschreibung dieses Bades mit der Umgegend, welche seit 1813, wo sie zuerst erschien, immer wiederholte Auflagen erlebt. Als ich in meinen Universitätsjahren zuerst auf Kerner und seine Schriften aufmerksam wurde, lag es wie ein dunkler, zauberhafter Traum hinter mir, in früher Jugend schon Etwas von ihm gelesen zu haben. Seine Beschreibung des Wildbades fiel mir in die Hand: und ich erinnerte

mich, daß einer Badecur wegen, die meine Mutter dort gebrauchen mußte, jenes Büchlein in unser Haus geschafft worden war, von wo ich sofort wirklich dasselbe Exemplar noch bekam, aus welchem ich mir als Knabe einen so tiefen Eindruck herausgelesen hatte. Niemals sind die Geheimnisse einer wilden Natur sinniger gedeutet worden. Das Düstere der Nadelwälder, das Zerrissene der Granitfelsen, die Schauer einsamer dunkelblauer Bergseen, den belebenden Geist und die gelinde heilende Umarmung der warmen Quellen, weiß Kerner theils durch Beschreibungen, theils durch Mittheilung von Localsagen, auf eine Weise wiederzugeben, welche den Leser aus der flachsten, prosaischesten Gegend vollständig in jene Wald- und Gebirgsnatur hinüberzaubert. Außerdem erschienen während dieses und eines späteren Aufenthaltes unseres Dichters in Welzheim fortwährend lyrische Gedichte von ihm, theils in dem mit Uhland u. A. herausgegebenen Dichterwalde, theils an anderen Orten.

Aus Wildbad's und Welzheim's Wäldern wurde Kerner zuerst nach Gaildorf später nach Weinsperg verpflanzt, nicht ohne daß ihm nach der liebgewonnenen Waldgegend eine Sehnsucht geblieben wäre (Gedichte, S. 67). In Kurzem jedoch schlug er in dem neuen Boden festere Wurzeln, als in einem der

früheren: „an dem Berge der Frauentreue" baute er „unter grünen Bäumen sein freundliches kleines Haus", wo, nachdem der Dichter schon vorher so glücklich gewesen, ein früh gefundenes, für ihn geschaffenes Wesen seine Gattin nennen zu dürfen, bald „drei geliebte Kinder fröhlich aus- und einhüpften" (Gedichte, Zueignung). Die Weibertreue wurde in Schwung gebracht und verschönert, Lieder gedichtet, die Einnahme Weinspergs im Bauernkriege anmuthig und alterthümlich erzählt, und neben interessante und noch jetzt geschätzte medicinische Schriften über Wurst- und Fettgift geschrieben: bis von den zwanziger Jahren an Erfahrungen im Felde des Magnetismus Kerner's Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch zu nehmen anfingen. Von der Beobachtung einfacher Fälle dieser Art, wie er sie in der eben erwähnten Geschichte zweier Somnambülen beschreibt, hatte er das Glück, schnell zum Gipfel magnetischer Erscheinungen, in der Seherin von Prevorst, fortschreiten, und hierauf nach dem agathodämonischen auch das kakodämonische Gebiet, mit den Besessenen, durchlaufen zu dürfen.

Dazwischen erschienen im Jahre 1826 zum ersten Male Kerner's gesammelte Gedichte; nach der Uhland'schen gewiß die bedeutendste neuere Blüthensammlung süddeutscher Lyrik: obwohl mit einem, wie schon

oben vorläufig erwähnt, durchaus eigenthümlichen Charakter. Schmerz und Sehnen ist es, was der Dichter in der Zueignung selbst als dasjenige bestimmt, wodurch allein er zu Liedern erregt werde, während Befriedigung ihn stumm mache. Sofort ist es die Tanne, der er um des Friedens willen, welchen ihre Bretter als Sarg einschließen, den Preis vor der Rebe zuerkennt; vom Tode des Müllers wird gesungen, mit dessen Herzen auch die Mühle stille steht; die Rache des Himmels für wüste Störung des Heiligthums an den vier wahnsinnigen Brüdern gezeigt; für die äußere Einsamkeit des Dichters in der reichen Welt seines Innern ein schmerzlicher Ersatz gefunden; der geheimnißvollen Sympathie des Weines im Fasse mit der blühenden Rebe sich gefreut; die helle und reiche höhere Heimath der Oede und Fremde irdischer Straßen entgegengehalten, auf welchen der Wanderer, vom schmerzlichen Rufe des heimischen Alp-Hornes verfolgt, in immer getäuschter Sehnsucht hinstirbt; der freie und fröhliche Flug des Traumlebens wird statt der Gebundenheit des wachen am Morgen zurückgewünscht; Flachs und Spindel, ersterer namentlich als Todtenkleid, gepriesen; von stillen Thränen, von den Todeswunden, welche das Thun der Menschen dem Herzen schlägt, gesungen; wogegen Trost in der Natur, vollständige Heilung aber in keinem

anderen Kraute, als dem Moose des Grabes gefunden wird. Ich setze nur wenige Lieder hieher, welche diesen Grundton der Kerner'schen Lyrik besonders charakteristisch aussprechen.

Wanderer.

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich sehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg', wo ich möcht' weilen,
Ich kann sie nicht ereilen,
Weit, weit ist sie von hier.

So fremd mir anzuschauen
Sind diese Städt' und Auen.
Die Burgen stumm und todt;
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimath tragen:
Ein ewig Morgenroth.

Alp-Horn.

Ein Alp-Horn hör' ich schallen,
Das mich von hinnen ruft;
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhe?
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur steh' und gehe,
Hör' ich's in süßer Qual.

Bei Spiel und frohem Reigen
Einsam mit mir allein,
Tönt's, ohne je zu schweigen,
Tönt's tief in's Herz hinein.

Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es schallt:
Und nimmer wird gesunden
Dies Herz, bis es verhallt.

Wer machte dich so krank?

Daß du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?
Kein kühler Hauch aus Norden,
Und keine Sternennacht.

— — —

Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden:
Der Mensch läßt mich nicht ruh'n.

Ferner aus dem Liede: Waldleben.

Sei willkommen, Wandersmann,
In des Waldes Einsamkeit!
Was ein armes Herz erfreut,
Hier man einzig finden kann.

An der Quelle ruht das Reh,
Drossel übet freien Sang;
Waldesnacht mach' dir nicht bang:
Grün thut keinem Auge weh.

— — —

Armer, armer Wandersmann!
Weil', o weil' in Waldesnacht!
Draussen Mond und Sonne wacht,
Sieht dich Jeder fragend an.

Aber hier in Waldesschooß
Geh'st du einsam mit dem Quell,
Siehet dich kein Auge hell,
Als der Thau auf Blum' und Moos.

Aus: Sehnsucht.

O könnt' ich einmal los
Von all' dem Menschentreiben,
Natur, in deinem Schooß
Ein herzlich Kind verbleiben!

Mich rief ein Traum so schwer
Aus deinen Mutterarmen;
Seitdem kann nimmermehr
Das kranke Herz erwarmen.

— — —

Wie ist's mir weh und bange;
Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf im Herzen bleiben.
Mutter, o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben!

Endlich: Der Kranke an den Arzt.

Ein Kraut nur heilt Menschenwunden,
Menschenwunden klein und groß,
Ein Tuch nur hält sie verbunden:
Leichentuch und Grabesmoos.

Neben diesem Grundtone der Kerner'schen Lyrik jedoch spielen, mehr oder minder verwandt, wenn auch zum Theil scheinbar widerstreitend, noch viele andere Töne her. Als Romantiker überhaupt verherrlicht Kerner einerseits den Hohenstaufen, und erzählt die Stiftung des Klosters Hirsau, die Entstehung der St. Walderichskapelle, die Geschichte der heiligen Regiswind, das Wirken des h. Alban, in frommen, legendenartigen Romanzen; das Geschick des Grafen Olbertus und des Herrn von der Haide

in schauerlich tragischen; auch der köstliche Geiger zu Gmünd mit seiner Mischung von Glauben und Humor gehört auf diese Seite; mit der persönlichsten Eigenthümlichkeit der Kerner'schen Romantik aber hängt die phantastische Romanze: der Ring, zusammen, wo der fremde Cavalier sich auf einmal in den Teufel, und der feurige Diamant in seinem Ring in die Hölle sich verwandelt. Nur die andere Seite der Romantik, und eine Fortsetzung der in den Reiseschatten geführten Polemik gegen die Plattisten ist es, welche wir in Spindelmann's Recension einer Gegend, dem Gespräch:

„Widrig ist mir fürwahr, was schön tönt, ohne zu nützen" u. s. f.

und andern ähnlichen Gedichten vernehmen. Als getreuer Würtemberger sofort errichtet der Dichter einem Frischlin, Kepler, Schubart, wie der verstorbenen Königin Katharina, Denkmale der Verehrung; als deutscher Patriot nimmt er an den Befreiungskämpfen des Vaterlandes, als Menschenfreund an dem griechischen Aufstande, warmen Antheil; der beglückte Gatte und Vater spricht sich in den Liedern: Stummsein der Liebe, Lust der Sturmnacht, von Ihr, im Herbst, guter Rath, wie schon in der Zueignung, aus; heitere Lebenslust und Geselligkeit hat mehrere Trinklieder, besonders das volksthümlich gewordene: Wohlauf, noch getrunken

u. s. f., eingegeben — wer den ernsten Hintergrund des Lebens kennt und stets vor Augen behält, der mag sich ohne Schuld und Gefahr einmal auch an dessen bunter Oberfläche ergötzen.

Die Form der Kerner'schen Gedichte betreffend, so beherrscht er Sprache und Vers nicht eigentlich auf kunstmäßige Weise, wie Uhland, noch weiter ist er von Rückert'scher Kunstfertigkeit entfernt: Ausdruck und Versmaß stellen ihm Schwierigkeiten entgegen, welche die Energie seines Gefühls und Gedankens häufig, wie Felsenmassen, gewaltsam zu sprengen sich genöthigt findet, wobei dann zwar kräftige, aber auch harte und abgerissene Formen zu Tage kommen; nur in seinen besten Gedichten gelingt es dem Feuer seines poetischen Triebes, die widerspenstigen Massen zu schmelzen, und einen vollkommen glatten und ebenmäßigen Guß herauszubringen. Ein so nach Inhalt wie Form vollendetes Gedicht ist z. B. jenes an das Trinkglas eines verstorbenen Freundes, welches ich, dieser gleichmäßigen Vortrefflichkeit und Classicität wegen, an die Spitze aller Kerner'schen Gedichte zu stellen geneigt bin.

Wie eine Dichternatur von dieser Richtung in der Beschäftigung mit Somnambülen, Geisterseherinnen und Besessenen den willkommensten Ruhepunkt fin-

den mußte, erhellt nun leicht. Das vom Dichter ersehnte Jenseits ist an sich ein Leeres; es bekommt Inhalt nur durch die Gestalten des Diesseits, welche in dasselbe verflüchtigt werden, ein Inhalt, der, indem er nur im Verschwinden entsteht, ein sich selbst aufhebender ist; im leeren Unendlichen ist aber so wenig als im Endlichen Befriedigung; weiß daher der Dichter seinen Flug in's Jen'seits nicht in der Art umzubiegen, daß er zum Diesseits zurückkehrt, das Unendliche im Endlichen erkennt und demselben einbildet: so bleibt einem solchen nur theils das Gefühl des leeren Unendlichen, d. h. Schmerz und Unglück, theils der Versuch, in das Jenseits einen Inhalt zu bringen, das Endliche in das Unendliche hineinzutragen. Als willkommener Organe bemächtigt sich dieser Trieb solcher Personen, deren krankes Nervensystem und aufgeregte Einbildungskraft Scheinbilder erzeugt, welche sich eignen, mit ihnen den leeren Raum der übersinnlichen Welt zu bevölkern, und so jenem Sehnen, jener Flucht des Gemüths aus dem Diesseits, eine Widerlage, einen bestimmten Gegenstand zu geben.

Das Ergebniß davon ist in seinem Anfange für den Menschen wie für den Dichter dasselbe: zuletzt aber läuft es für beide in zwei verschiedene Enden auseinander. Wenn durch die Wahrnehmungen ei-

nes Hellsehenden in dem leeren Jenseits zuerst ein Inhalt sich aufthut; wenn aus dem formlosen Nebel der Ahnung eine Geisterwelt mit lebendigen Gestalten, bestimmten Gesetzen und wirksamen Einflüssen auf das menschliche Leben, tritt: so kann er vorerst nicht fehlen, daß die sehnsüchtige Phantasie nicht freudig, bald begeistert, bald andächtig, mit diesem neuen Inhalte sich erfüllen und sättigen sollte. Bald jedoch wie die Figuren und das Treiben dieser Geisterwelt näher in's Auge gefaßt werden, tritt der Widerspruch ihres endlichen Inhalts mit der unendlichen Form, in welche dieser aufgenommen ist, hervor: ihr angebliches Aussehen, ihre Kleidung, Rede, vollends ihr Spuken, ihr Werfen und Poltern, erscheint mit ihrem Begriff als Geister, und zwar abgeschiedene Geister, unvereinbar; jedenfalls zeigt sich, daß solche Wesen nicht dasjenige sein können, was als Inhalt des Jenseits ersehnt wurde, weil sie schlechterdings nichts Besseres sind, als was auch im Diesseits zu haben ist, aus dessen Erbärmlichkeit und Lumperei man in ganz anderer Hoffnung sich in die Geisterwelt geflüchtet hat, als um hier die gleiche Misere wiederzufinden.

Auf den Dichter nun wird dieser Gegensatz, welchen die zu Tage kommende Endlichkeit der neuaufgegangenen Geisterwelt mit der Unendlichkeit sowohl

ihres Elementes, des Jenseits, als der Sehnsucht nach demselben bildet, einerseits als Widerspruch und Contrast komisch wirken: der Dichter wird nicht umhin können, die Geister ihre Unzulänglichkeit und Begriffswidrigkeit auf humoristische Weise fühlen zu lassen. Nun bedarf aber der Komiker, um gegen eine Erscheinung den Hebel anzusetzen, und sie zum Ergötzen der Zuschauer in der Luft baumeln zu lassen, irgend eine feste Unterlage als Stützpunkt, welche hier zunächst die Verständigkeit des wachen Bewußtseins, gegenüber von der Geisterwelt, wäre. Solcher Aufklärung jedoch hat Kerner schon von vorn herein, als Romantiker, den Abschied gegeben; gegen sie ist mithin auch jetzt noch sein Spott immer zuerst gerichtet. Indem nun aber dieser Spott sich nicht mehr, wie in der Periode der Reiseschatten, auf das Bewußtsein der Wahrheit des Jenseits und seines damals nur erst geahneten Inhaltes stützen kann; da vielmehr das Jenseits selbst, seit es seinen Inhalt ausgelegt hat, um den Credit großentheils gekommen ist; indem so der Spott nicht blos dasjenige, was er verspotten will, sondern auch dasjenige, mittelst dessen anerkennender Voraussetzung allein er jenes könnte, verspottet: so ergiebt sich eine Halt- und Bodenlosigkeit des Spottes, die jeden Eindruck desselben vernichten muß. Hieher gehört, neben meh-

reren kleineren Gedichten Kerner's, namentlich sein humoristisches Drama: der Bärenhäuter im Salzbade, wo die Aufgeklärten ausgelacht werden, daß sie nicht an Geister und Teufel glauben, welche doch selbst durchaus lächerlich gemacht sind: ein wahrer Münchhausen, der am eigenen Zopfe sich aus dem Sumpfe ziehen will. Dieses Sichselbstaufheben der Ironie, oder daß es nicht blos mit dem Diesseits, sondern auch mit dem Jenseits, soweit es seinen Inhalt geoffenbart zu haben schien, nichts ist, hat nun für den Dichter den Fall seiner Sehnsucht und Einbildungskraft in's Leere, und zwar in der Art zur Folge, daß das Jenseits nicht mehr, wie früher, mit freudiger, aller Ahnungskeime voller, Hoffnung, sondern, nachdem es einmal die Erwartung getäuscht, mit Glauben zwar noch, aber niedergeschlagenem und farblosem, betrachtet wird. Indem ein solcher Glaube nicht mehr wie der frühere im Stande ist, für den Ekel am Diesseits Ersatz zu gewähren: so ergiebt sich für den Dichter ein Gefühl des abstracten, schlechthinigen Schmerzes, des Ueberdrusses am Dasein, ja ein Gefühl des Gestorbenseins selbst, wie es manche, in die neueste Gesammtausgabe von Kerner's Dichtungen aufgenommene Lieder in mißlautenden, schnarrenden Tönen aussprechen, wie wenn der Dichter sich einmal mit einem Schmetterlinge vergleicht,

der, die Nadel durch die Brust getrieben, auf dem Brette angespießt ist.

Doch, wo der Dichter aufhört, ist darum der Mensch noch lange nicht zu Grunde gegangen; er kann vielmehr, den Dichter in sich aufzehrend, sich zu höheren und freieren Lebensstufen erheben. Das von dem Menschentreiben und dem Treiben der Geister gleicherweise ohne Befriedigung zurückgekehrte Herz fällt, menschlich genommen, darum nicht in's Bodenlose: es kehrt in sich selbst, seine eigne Wärme und Liebe zurück, und kann sich hier eine Glückseligkeit bauen, die um so reiner ist, weil sie auf vernünftige Resignation sich gründet. Kerner's Thätigkeit und Tüchtigkeit als Arzt, Menschenfreund, Familienvater, der innere Reichthum seines Gemüths, der äußere Zufluß geistreicher und herzlicher Geselligkeit, kurz, der ganze concrete Boden seines Daseins, welcher nicht ebenso unmittelbar in seine Poesie eintreten kann, giebt ihm als Menschen eine hinreichend feste Unterlage, von welcher aus er nun mit Beidem, mit dem verständigen Bewußtsein und dem geisterglaubigen spielen, abwechselnd bald seine Gegner, bald auch sich selbst verspotten kann. Daher das Auffallende, daß er seine Geister durchaus ohne vielen Respect behandelt, und gelegentlich, wie oben ein Beispiel erzählt wurde, Komödie mit ihnen

spielt; auch schon durch den beständigen Verkehr mit ihnen sinken sie zum Alltäglichen herab, und es wird von denselben im Kerner'schen Hause nicht mit mehr Aufhebens, als von Hunden, Katzen und andern Hausthieren gesprochen, die man ja auch wohl zur Belustigung aneinander hetzen mag. Daher auch die Liberalität, mit welcher Kerner in seinen neueren Schriften darauf verzichtet, den Glauben an Geister Andern aufzudringen, und das Urtheil über die von ihm beobachteten Erscheinungen dem Leser freistellt. Wie wenig er sogar sich selbst in seiner Rolle als Geisterkönig schont, davon mögen folgende Züge den Beweis geben. Er kann, in einen von Menschen erfüllten Saal tretend, mit einem herzlichen Seufzer sagen: Zu den vielen Menschen soll ich hinein! o, wenn es doch lieber Geister wären! — und in demselben Augenblicke, wenn ich über einen so seltsamen Wunsch unverholen lache, lacht er von Herzen mit. Ich darf ihm scherzend sagen: Lieber Doctor, so oft ich nach Weinsperg komme, ist es jedesmal wieder ärger mit dem Aberglauben! — Gewiß, erwiedert er, wir beiden Ludwigsburger müssen uns in unserer Thätigkeit ergänzen: je mehr Sie Mythen vertilgen, desto mehrere säe ich wieder aus. Und nun erzählt er mir, wie er neulich auf einer Reise in den Schwarzwald ein Hirtenmädchen über den Ursprung

des Bergnamens: Kniebis durch den Mythus von einer Königstochter belehrt habe, die der Fuchs in's Knie gebissen; einem schlafenden Hirtenknaben aber habe er in die offene Hand einen Thaler gelegt, den dieser beim Erwachen ohne Zweifel für die Gabe einer Fee oder eines Engels gehalten habe; vielleicht, setzte er hinzu, hat er das Geldstück aber auch, als vom Teufel kommend, weggeworfen.

Auf diesem höhern und freiern Standpunkt, der, bei aller unvertilgbaren Neigung für die Geisterwelt, doch diese sich niemals über den Kopf wachsen läßt, sondern, in der Selbstgewißheit eigenen Geistes-, Gemüths- und Lebensreichthums, jener Schattenbilder auf die heiterste Weise Meister bleibt, kann sich Kerner von dem geistlosen Treiben Derjenigen nur abgestoßen finden, welche dieselbe Sache nur in trübseligem Ernste und mit fader Sentimentalität zu behandeln wissen, vor den Gespenstern zerknirscht und demüthig herumkriechen, und sich von hysterischen Weibspersonen die Arbeit am Vorabend eines Festes, das heitere Klavierspiel am Sonntag, und was noch sonst, als gehorsame Diener untersagen lassen. So vernimmt man denn aus sicherer Quelle, daß Kerner an dem Eschenmayer'schen Conflict zwischen Himmel und Hölle u. s. f. wenig Freude gehabt, vielmehr den Verfasser gewarnt habe, sich nicht allzusehr dem Ue-

berglauben zu ergeben, worauf ihm aber eine ziemlich unfreundliche Antwort geworden sei. Zum Schlusse wünsche ich, daß eine so reichbegabte, liebenswürdige Persönlichkeit, ihr selbst zum Behagen, zum Wohl ihrer Familie und zur Ehre des Vaterlandes, sich noch lange in frischer Kraft erhalten, und daß es mir gelungen sein möge, eine nur durch unmittelbaren Umgang völlig verständliche Natur der Achtung und Liebe auch Derer näher zu bringen, welchen das Glück eines solchen Umgangs nicht gegönnt ist.

Vergängliches und Bleibendes im Christenthum.

Selbstgespräche.

Erster Theil.

1.

Nein! ich kann nicht, wenn ich auch wollte. Und könnt' ich's, so würd' ich's hoffentlich nicht wollen. Mir etwas vorspiegeln, nur um für mich Ruhe, mit Andern Frieden zu behalten.

Versöhnung von Glauben und Wissen, Offenbarung und Vernunft, — unsere Zeit, so sagen die Denkenden, sei nahe daran, sie vollbracht zu haben; die neueste Philosophie sei selbst eine christliche geworden.

Nie und nimmermehr, entgegnen die Gläubigen, werde es zu einem solchen Bunde Christi mit Belial kommen; Feindschaft zwischen ihrem Samen und deinem Samen! Das gelte auch für das Christenthum und den jeweiligen Zeitgeist, die Weltbildung und Weltweisheit, welche, als zur Brut der alten Schlange gehörig, niemals aufhören könne, das Reich Christi

zu befeinden, bis einst der Weibessame dem Schlangensamen den Kopf zertreten werde.

Ach, wäre es nur so, wie die Gläubigen sagen! Ein rüstiger Kampf, eine eifrige Feindschaft erhält auch den Gegner bei frischem Leben, bei regen Kräften. Aber ich sehe Schlimmeres: Gleichgültigkeit, Vergessen. Die Bildung unserer Zeit bewegt sich in einem Gedankenkreise, in welchem sie lange Strecken gehen kann, ohne auf das gewöhnliche Christenthum nur zu stoßen, ohne durch irgend ein Bedürfniß an dasselbe erinnert zu sein; Ueberflüssigwerden aber ist schlimmer als Ueberwundenwerden; es ist der schleichende Tod, der Tod der Entkräftung, der, je langsamer er herankommt, desto rettungsloser ergreift, desto ewiger festhält.

2.

Da bin ich im ersten Korintherbriefe wieder auf den Spruch gestoßen: „Wenn wir nur in diesem Leben auf Christum unsere Hoffnung gesetzt haben, so sind wir die bedauernswürdigsten unter allen Menschen. Wenn die Todten nicht auferstehen, wofür begeben wir uns jede Stunde in Gefahr? Habe ich ohne höhere Hoffnung in Ephesus mit den wilden Thieren gekämpft, was habe ich davon für Nutzen? Wenn es keine Auferstehung giebt, so lasset uns essen und trinken; denn morgen sterben wir.“

Seit ich zu geistigem Bewußtsein gelangt bin, hat mir dieser Ausspruch immer durch die Seele geschnitten. Der große, geistvolle, edle Paulus! Meint er also wirklich, nur um eines künftigen Lohnes im andern Leben willen sich so vielen Mühen für die Sache Christi unterzogen zu haben? ohne jene Hoffnung wäre es Thorheit gewesen, sich so abzuarbeiten, und klüger, sich auf sinnlichen Lebensgenuß zu legen? Welche Selbsttäuschung von dem erleuchteten Manne? welche Selbstverläumdung, möchte ich sagen, von dem hochherzigen! Wer sieht nicht, wenn er des Mannes Briefe liest, daß ihm der Lohn für seine Arbeiten schon gegenwärtig, nicht erst zukünftig, ja Eins und Dasselbe mit der Arbeit, war; daß er mit seinem Feuergeiste es gar nicht ausgehalten hätte im Schlamme sinnlichen Genusses; daß Christus sein Leben auch insofern war, als es ihm nur wohl werden konnte im Wirken und Kampf für seine Sache, als ihn das Bewußtsein, ein erkorenes Werkzeug Gottes zur Verbreitung der Wahrheit zu sein, in allen Stürmen emporhielt, in der Schmach stolz machte, und unter Schmerzen beseligte.

Hättest du bloß aus Hoffnung auf künftigen Lohn gewirkt, was du gewirkt hast — so möchten wir, großer Apostel, deine Worte umkehren — so könnten wir dich nur bedauern, daß du die Lohnsucht des

Pharisäers in das Christenthum mit herübergenommen hättest! Aber ein Lohnsüchtiger, Engherziger bewirkt dergleichen nicht, wie du bewirkt hast; lebt, handelt, duldet, spricht, schreibt auch nicht so, wie du: darum, gewiß, du hast dich hier über dich selbst getäuscht, dich selbst geringer angeschlagen, als du uns giltst und gelten mußt.

3.

Gutes zu thun, das Uebel geduldig zu leiden, weil in Kurzem der gestorbene, auferstandene und gen Himmel gefahrene Christus wiederkommen, die Todten auferwecken, und sammt den noch Lebenden vor seinem Richterstuhle versammeln werde, um dem Einen ewige Seligkeit, dem Andern ewige Pein, nach Maßgabe ihres Lebenswandels, anzuweisen — das war der Kern der apostolischen Ermahnung, die geistige Atmosphäre, in welcher die ersten Christen lebten und webten.

Noch einigemale zwar ist auch später noch der Gedanke an den jüngsten Tag und seine Nähe in der Kirche wieder aufgewacht: aber jetzt ist er auch in den Gemüthern der frömmsten Christen sehr zurückgetreten. Kaum denkt Jemand mehr an diese allgemeine Gerichtsscene, wenn er sich die Vergeltung vorstellt, die ihn im andern Leben erwarte; sondern der Einzelne denkt an seinen Tod, und unmittelbar

hinter diesem sieht er der Entscheidung seines Schicksals entgegen.

Zwar redet Paulus, und redet der Herr selbst, neben dem Weltgericht auch von dem Loose, das dem Einzelnen — wie dem reichen Mann und armen Lazarus — gleich nach seinem Absterben werde zugemessen werden; und so könnte man sagen, jetzt sei nur, was damals die herrschende Form war, hinter einer andern zurückgetreten, die aber doch auch damals schon vorhanden gewesen.

Aber auch diese andere Form des Bewußtseins weiß ich — (und ich allein? Ich glaube kaum) — mir nicht anzueignen. Für mich liegt kein Antrieb zum Guten in der Aussicht auf die Gestaltung meines Schicksals nach dem Tode.

4.

Also läugnest du die Unsterblichkeit?

O stille mit den böswilligen Consequenzen! Ich läugne sie nicht; aber ich begründe sie auf etwas ganz Anderes, als auf die Nothwendigkeit einer Vergeltung, und fülle sie auch mit etwas ganz Anderem aus. Für Das, was ich etwa Gutes gethan haben mag in den Tagen meines Lebens, spreche ich keine Belohnung nach dem Tode an. Nicht bloß als Schuldigkeit nicht: sondern, selbst als Gnade gedacht,

müßte ich darüber erstaunen, wie über etwas, das man in keinen verständigen Zusammenhang zu bringen weiß, wenn mir nach dem Tode ein Glück zu Theil würde, ausdrücklich um mich für etwas im Leben Gethanes zu belohnen. Aber ebensowenig erwarte ich dort Strafen für das, was ich hier gefehlt habe.

Ach! ich weiß aus eigener, schmerzlicher Erfahrung, wie schon hier die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße folgt; aber ebenso aus freudiger, wie der Lohn der unabtrennbare Schatten des Verdienstes ist.

Wie? — rufen sie hier — bleibt den nicht manches Verbrechen auf Erden unentdeckt, manche Tugend verkannt? verfolgt in diesem Leben nicht ebenso oft den Frommen das Unglück, als den Gottlosen das Glück mit seinen Gaben überschüttet?

O der geistigen Barbarei, der sittlichen Harthörigkeit und Fühllosigkeit, die solche Worte in den Mund nehmen mag! Habt ihr denn nie, nicht ein einziges Mal, in eurer eigenes Innere geblickt, in euch selbst den Zusammenhang der Empfindung mit der Handlung, des Zustandes mit der Gesinnung, belauscht? habt ihr immer nur auf Andere, und auf die äußere Rinde der Dinge gesehen?

5.

Seit ich von mir selbst weiß, seit ich aufgehört habe, mich durch fremde Vorschriften und Meinungen mechanisch fortstoßen zu lassen, und angefangen, in mich selbst schauend aus mir selbst zu leben, weiß ich als die sicherste meiner Erfahrungen, daß Verdienst und Schuld sich jederzeit baar bezahlen und alle Anweisungen auf erst künftige Ausgleichung unnöthig machen.

Thätigkeit, nämlich eine meinem Wesen und damit meiner Bestimmung, dem Willen Gottes mit mir, angemessene, erzeugt Gefühl der Kraftentwickelung, des geförderten Lebens, des sich vollziehenden Begriffes, mithin Lust; Unthätigkeit, oder falsche Thätigkeit, wenn ich, was mir, als Menschen und als diesem Menschen, gemäß ist, nicht thue, oder thue was mir nicht gemäß ist, hat Lebenshemmung, Unlust zur Folge. Und wie mich die letztere an die Tafel des Ueberflusses und zu den Festen der Freude verfolgt: so bleibt mir die erstere in äußerem Mangel, in Schmerz und Krankheit treu. Das weiß ich, das habe ich erfahren, daß diesem inneren Gerichte gegenüber die äußeren Zustände das Unwesentliche sind, deren Schwärze den Rosenschimmer inneren Glückes höchstens in rührendes Violett umfärben

kann: während die innere Verdammniß das schreiendste Noth äußeren Wohlergehens unerbittlich mit ihrem Schwarz überzieht.

Oder sollte ein Paulus, unter Mühseligkeiten, Entbehrungen, Verfolgungen, mit dem Pfahl im Fleisch, in Ketten — aber emporgetragen auf den Flügeln seiner Idee, in der gewaltigen, gesunden Bewegung seines geistigen Lebens — er sollte nicht auch in diesem Leben schon glücklicher gewesen sein, als ein Nero auf dem größten Throne der Welt, unter allen, nur erdenklichen, Genüssen aller Sinne, jeden Wunsch zu befriedigen im Stande — aber in seines Nichts durchbohrendem Gefühle?

Den Elenden möcht' ich sehen, der das zu läugnen sich nicht entblödet.

6.

Hab' ich aber so Belohnung und Strafe in unmittelbarster Nähe: so werden (wenn ich außer dem innern Triebe meines Wesens noch anderer Beweggründe bedarf) sie, die nahen, und nicht die entfernte Vergeltung eines andern Lebens, meine Beweggründe sein.

So leb' ich; lebte so schon einen beträchtlichen Theil meines Lebens, und finde nicht, daß die An=

triebe zum Guten schwächer oder weniger in mir geworden wären, seit ich so lebe.

Freilich, je frischer und reiner ich meine Kraft in jedem Augenblicke entwickle, desto mehr bereite ich mir auch für die Zukunft eine ähnliche freie Entfaltung derselben, und damit Lust und Glückseligkeit, vor; so wie jede jetzige Hemmung oder Mißbildung meines Wesens mit künftigen Hemmungen und Schmerzen, als ihren Folgen, schwanger geht. Diese Entwicklung, dieser Fortschritt im Guten oder Bösen, wird auch im künftigen Leben seinen Fortgang haben; nur daß man das nicht Lohn oder Strafe für das in diesem Leben Begangene nennen darf, als ob dies nicht schon hier seine angemessene Vergeltung gefunden hätte: vielmehr wird es auch dort noch so sein, daß die Thätigkeit jedes Augenblicks in einer entsprechenden Empfindung ihren Wiederhall haben wird, welche Empfindung nur vermittelst jener Thätigkeit, als ihrer nächsten Ursache, Folge früherer in diesem Leben geübter Thätigkeiten ist.

Den Aposteln war das andere Leben Vergeltungszustand: uns ist es Fortentwickelung.

7.

„Wir glauben an Christum und ihr sollt an ihn glauben, weil ihn Gott von den Todten auferweckt

hat; wäre er nicht auferstanden, so wäre unsere Predigt leer und euer Glaube vergeblich." Das ist die Grundlage der apostolischen Glaubenspredigt; aber auch sie tönt zu uns jetzt Lebenden ganz fremd herüber.

Es ist nicht nur das — wiewohl auch das etwas ist — daß wir, in so bedeutender Zeitferne, uns von der Auferstehung Christi und dem Hergange bei derselben keine zuverlässige Vorstellung mehr zu erwerben im Stande sind. Oder wie wollen wir es zur unumstößlichen Gewißheit erheben, — ich will nicht sagen, daß Christus wirklich wieder lebend aus seinem Grabe hervorgegangen ist, sondern, daß diese Wiederbelebung ein Wunder war, daß sie nicht möglicherweise aus natürlichen Ursachen, nach natürlichen Gesetzen erfolgt sein könnte? Wäre sie aber ein natürliches, wenn auch noch so ungewöhnliches und außerordentliches, Wiedererwachen gewesen: was ließe sich dann aus ihr für die Grundlegung unseres Glaubens folgern?

Doch nicht dieß allein ist es; sondern, die Auferweckung Jesu als Wunder im strengsten Sinne, als eine unmittelbare That Gottes zugegeben: auch so würde sie es niemals sein, worauf ich meinen Glauben an Christum gründen möchte, oder sagen: wäre sie nicht erfolgt, so wäre mein Glaube ohne Grund. Das Ideal des Menschensohnes, die Herrlichkeit des

Eingeborenen vom Vater, zeigte sich entweder im Leben Jesu, oder sie zeigte sich nicht darin. Im letztern Falle kann ihm nichts von außen Gekommenes den inneren Mangel ersetzen, die Wiederertheilung des leiblichen Lebens ist nicht im Stande, ihm das geistige Leben zu geben, das ihm abging; im ersteren Falle aber könnte ihm die Würde, die seinem Wesen und Leben innerlichst einwohnte, dadurch nicht entzogen werden, daß irgend welcher äußere Erfolg ihm fehlte.

8.

Oder sollte es etwa so stehen, daß derjenige, in welchem die menschliche Natur in ihrer vollen Reinheit und Güte sich darstellte, unmöglich im Tode bleiben konnte, und, wäre Christus im Tode geblieben, dieß uns ein Zeichen sein müßte, daß er es nicht gewesen wäre, sondern wir eines Andern zu warten hätten?

Aber wie schwierig ist dieser Beweis, und auf wie unsichern Voraussetzungen ruht er!

Vor Allem auf der, daß zur ursprünglichen Menschennatur der Tod nicht mitgehöre, sondern erst durch die Sünde zufällig an dieselbe gekommen sei; wer aber wollte dafür einen Beweis führen, auf welchem sich mit einiger Sicherheit fußen ließe?

Dann aber, diese Voraussetzung selbst als erwiesen zugegeben: so müßte von ihr aus Christus gar nicht haben sterben können; nicht, wie uns erzählt wird, wirklich gestorben, und nachher durch den Vater wieder ins Leben gerufen worden sein.

Lag es aber nicht in der inneren Nothwendigkeit der Natur Christi, nicht sterben zu können, sondern blos im Wohlgefallen Gottes, ihn dem Tode, der ihn bereits ergriffen hatte, wieder zu entreißen: so wird vollends unmöglich, den Beweis zu führen, daß Gott dieß nicht auch hätte unterlassen können; oder daß, wenn er es unterlassen hätte, daraus folgen würde, wir hätten Unrecht, in Christo den Gegenstand unseres Glaubens zu sehen.

9.

Welcher aufmerksame und sinnige Beobachter seiner selbst und der Welt weiß nicht längst als etwas Ausgemachtes, daß der Werth von Personen und Sachen nicht nach dem äußeren Erfolge bemessen werden darf? Daß wir vielmehr in den Kern der Charactere und ihrer Ideen einzudringen suchen müssen, um ihre Schicksale richtig deuten zu können? Und je größer ein Character in sich selbst wirklich ist, desto leichter wird uns dieses Verständniß desselben aus ihm selbst werden, desto weniger werden wir in

Versuchung gerathen, durch den Mangel oder die Ungunst des äußeren Erfolgs an dem Character selbst uns irre machen zu lassen. Nur bei Jesu sollten wir uns genöthigt finden, Alles an diese äußere Thatsache der Auferstehung zu hängen, als ob bei ihm die inneren Merkmale seines Werthes zu undeutlich ausgeprägt wären, um sie an ihnen selbst erkennen zu können?

Genauer. Freilich ist es in gewisser Rücksicht wahr, daß Geschick und Erfolg ein Gottesurtheil über den Menschen sind. Der Erfolg: sofern, wer wirklich etwas Wahres und Großes, eine Idee, nicht blos einen Einfall, in sich trägt und für sie thätig ist, ein Solcher früher oder später, wenn auch vielleicht erst nach seinem Tode, die Freude und Ehre haben wird, dieselbe in Wirklichkeit treten zu sehen; das Geschick: sofern der Thätigkeit, und selbst der Aufopferung, für Wahres und Wesenhaftes, in der Empfindung Lust, ja Seligkeit, entsprechen muß.

Aber nicht wahr ist es, daß Erfolg und Geschick auch insofern ein Gottesurtheil über den Menschen seien, als daraus, wenn ihm ein einzelner Entwurf nicht glückt, dieses oder jenes äußere Glücksloos ihm nicht fällt, wenn ihn ein Unfall betrifft, ein früher, vielleicht gewaltsamer, Tod ihn abruft — daß daraus ein Schluß gegen seine innere Größe gezogen werden

dürfte, oder im umgekehrten Falle für dieselbe. Dieses Einzelne ist und bleibt zufällig, und es ist der Standpunkt der Kindheit und der Unbildung, sich daran zu hängen, um das Wesen eines Menschen und einer Sache zu beurtheilen.

Zu diesen Einzelheiten des äußeren Geschickes gehört aber Jesu Auferstehung: und insofern kann sie für den Tieferblickenden keinen besondern Werth mehr haben.

10.

Wie die Auferstehung Jesum als Sohn Gottes beglaubigte: so soll er durch seinen Tod uns vom Zorne Gottes und den Strafen der Sünde erlöst haben. — Auch dieses Hauptstück der apostolischen Lehre hat in mir keine lebendigen Wurzeln mehr.

Zwar ist es Entstellung, wenn sie dem neuen Testamente vorwerfen, es lehre einen zornigen, rachgierigen Gott, der erst durch das Blut des Sohnes zu milderen Gesinnungen gegen die sündige Menschheit umgestimmt worden sei. Das ist nicht wahr; schon Jesus selbst, und ebenso seine Apostel, stellen Gottes Gnade und Barmherzigkeit nicht erst als Folge, sondern als vorausgehende Ursache des Todes Jesu dar: aus Liebe gab der Vater den Sohn dahin, um durch dessen freiwillige Strafübernahme die Begnadigung der Menschheit sich möglich zu machen.

Aber welche Vorstellung ist auch dieses! Sich die Begnadigung der Menschheit möglich zu machen!

Die Sündenvergebung, wenn sie möglich sein soll, kann nur auf zwei Ursachen ruhn: auf dem Wesen der göttlichen Gerechtigkeit in ihrem Verhältniß zur göttlichen Güte an der einen, und auf der Beschaffenheit, der Stellung und Verfassung des menschlichen Gemüths an der andern Seite. Ist sie von Seiten des unveränderlichen Gottes möglich, so muß sie dieß von Ewigkeit her auf immer gleiche Weise gewesen sein; aber die menschliche Seite kann ein zeitliches Moment hereinbringen, und es läßt sich für den Einzelnen, vielleicht auch für das ganze Geschlecht, eine Zeit denken, in welcher die an sich mögliche Sündenvergebung sich noch nicht an demselben verwirklichen konnte.

Was aber soll diese vom Menschen geforderte Bedingung sein? Ist vom Geschlechte die Rede, so wird es etwas sein müssen, das an allen, nicht bloß an Einem, vorgeht; ferner — und dieß auch in Bezug auf den Einzelnen — etwas, das vom Innern, dem Wurzelboden der Sünde, ausgeht, und von da nach außen dringt, nicht etwas, das rein von außen an den Menschen herantritt: also eine Umstimmung des Gemüthes, die sofort auch die Handlungen, und weiterhin selbst das Schicksal, umgestaltet, nicht ein

Geschenk oder Schlag des Geschickes, der ohne Rücksicht auf die Stellung seines Innern den Menschen trifft.

11.

Und nun der Tod Jesu Bedingung von der Möglichkeit der Sündenvergebung für die Menschheit! Gerade also ein äußerer und nur einen Einzelnen betreffender Erfolg.

An welcher Seite soll der etwas verändern? An Gott, dem Unveränderlichen, doch wohl nicht. Also an den Menschen? Die läßt das, was mit Jesu vorging, zunächst wie sie waren; auch lehren ja Bibel und Kirche selbst: wenn der Tod Jesu den Menschen zugerechnet werden solle, so müsse auch von ihrer Seite etwas, nämlich Buße und Glaube hinzukommen. Aber ebenso soll diese Veränderung im Menschen noch nicht hinreichend sein, sondern nur im Tode Jesu ihre Ergänzung und Begründung finden.

Wird aber somit Jesu Tod von demjenigen, was zum Behufe der Sündenvergebung die Menschen zu leisten haben, unterschieden, und kann er doch ebensowenig in Gott als solchem eine Veränderung herbeiführen: so stellt ihn die Kirche zwischen beide Theile in der Art in die Mitte, daß er, stellvertretend für die Menschen, Gott genuggethan haben soll.

D. h.: eigentlich sollte die ganze Menschheit für ihre Sünden Strafe treffen; statt dessen begnügt sich Gott damit, daß sie bloß den Einen, und zwar einen Schuldlosen getroffen hat, und verschont die übrigen. Oder genauer ausgeführt: Vermöge seiner Güte möchte Gott wohl ohne alle Vollziehung von Strafe allen Reuigen vergeben; aber seine Gerechtigkeit läßt dieß nicht zu, ohne daß wenigstens irgend etwas von Strafe vollzogen wird: und so vertragen sich beide dahin, daß die Güte der Gerechtigkeit Einen preis giebt, um ihn zu bestrafen, wofür dann die Gerechtigkeit der Güte die übrigen unbestraft losgiebt.

Eine treffliche Ausgleichung von Gerechtigkeit und Liebe in Gott, welche keiner genugthut und beide verletzt! Denn die Güte ist dies ebensobald nicht mehr, als sie auch nur Einen, und zwar gerade einen Schuldlosen, durch unmittelbare Veranstaltung schonungsloser Strafe überantwortet; ohnehin aber die Gerechtigkeit wäre in ihr Gegentheil verkehrt, wenn sie wissentlich ihrem Rächerarme einen Unschuldigen unterschieben, die Schuldigen aber entrinnen ließe.

Und das überdieß so, daß sie statt der ewigen Verdammniß, welche diese verdient hätten, über jenen zeitliche Strafe, irdisches Leiden, verhängte. Welch ein Werthverhältniß findet da zwischen den beiden Seiten statt? Die innere Unseligkeit des Sün-

ders, welche der wahre Kern seiner Strafe ist, soll aufgewogen werden durch das äußere Unglück, das über den Unschuldigen kam. Als ob Jesus nicht in der Tiefe seiner Leiden doch seliger gewesen wäre, als der Sünder in der Fülle des Genusses!

12.

Längst haben deswegen denkende Christen einzugestehen angefangen, daß der Tod Jesu nicht hinreichen würde, Gott möglich zu machen, was an sich unmöglich wäre; daß vielmehr an sich betrachtet Gott der Menschheit ihre Sünden, unter der einzigen Bedingung der Reue und Besserung, ohne alles Weitere vergeben könnte; aber thäte er dieß, so möchten die Menschen es allzuleicht nehmen mit der Sünde; daher habe er an Jesu ein Strafexempel statuirt, um neben der Gnade uns doch zugleich seinen Ernst zu zeigen.

Ich gestehe, daß mir dieß als die allerniedrigste, Gottes am wenigsten würdige Vorstellung vom Tode Jesu erscheint. Noch eher wollte ich mir einen zornigen, eifrigen Gott denken, der Blut verlangte, um versöhnt zu werden; noch eher einen solchen, der in der Collision zwischen Gerechtigkeit und Liebe den Ausweg einer Stellvertretung ergriffe; als einen Gott, der durch den Popanz eines Strafbeispiels die

Menschen schreckt, der sie eine Weile beredet, ohne die Strafe des Einen hätte er die übrigen nicht begnadigen können, sie aber bald dahinterkommen lassen muß, daß zwischen jener Strafe und ihrer Begnadigung kein wirklicher Zusammenhang, sondern die Strafe nur ein Schauspiel gewesen sei, das ihnen zum Besten gegeben worden.

13.

Freilich ist der Tod Jesu Symbol der Sündenvergebung: nur nicht in dem Sinne, der Gott zum Veranstalter eines Schauspiels macht, sondern sofern der Menschheit an diesem Tode zuerst das Bewußtsein von der Möglichkeit einer Sündenvergebung ohne Opfer und ähnliche Aeußerlichkeiten, aufgegangen ist.

An sich dagegen war der Tod Jesu durch den Zusammenstoß der Umstände mit dem Geist und Charakter Jesu herbeigeführt: er war geschichtlich durch das Verhältniß bedingt, in welches die Idee und der Plan Jesu zu der Gesinnung und Stimmung der damaligen Juden und ihrer Obern trat; sittlich bedingt aber durch die Reinheit und Stärke seines Willens, welche ihm in dem Kampfe für die erkannte Wahrheit und Aufgabe seines Lebens zu weichen verbot.

Nun aber, sofern eben in der damaligen Zeit und

Welt auf der einen Seite das Bewußtsein der Schuld und Strafwürdigkeit zur höchsten Stärke erwachsen; auf der andern Seite die entsündigende Wirksamkeit der hervorgebrachten blutigen Opfer und äußeren Reinigungen zur tiefsten Schwäche herabgesunken war; sich aber frei aus sich selbst heraus, durch Buße und Besserung seiner Bürde zu entlasten, das Gemüth sich noch nicht stark genug fühlte: so ergriff die Menschheit den Tod Jesu als etwas, das geistiger als die Opfer und substanzieller als die bloße Sinnesänderung, dem hochgestiegenen Bedürfniß zur rechten Zeit aufs Wirksamste entgegen kam.

Allmählig aber hat der Tod Jesu mit den Opfern, die er der Menschheit abgewöhnte, dieselbe auch von ihm selbst entwöhnt: wir wissen jetzt, daß über den Erlaß unsrer Schulden zwischen unsrem Gemüth und Gott unmittelbar verhandelt werden darf und muß; daß Möglichkeit der Sündenvergebung nur der religiöse Name für die menschliche Freiheit ist; daß demjenigen, der sich in seinem innersten reinsten Wesen, mit welchem er in der Tiefe der Gottheit wurzelt, zu ergreifen weiß, von da aus ein Lebensstrom entgegenquillt, welcher, wie er für künftig die Kraft zu allem Guten in sich trägt, so zugleich die Macht hat, alle alten Wunden und Schäden des Gemüths auszuheilen, alle Flecken abzuwaschen.

In diesen innerlichsten Wechselverkehr zwischen Gott und dem Menschen kann Jesus nur insofern eintreten, als in ihm dieser Wechselverkehr am innigsten, zartesten und lebendigsten sich darstellt; aber dieß gleicherweise in seinem Leben wie in seinem Tode, welcher letztere als äußere Thatsache nicht sowohl für die Religion selbst, als vielmehr nur für die Religionsgeschichte und die religiöse Bildersprache noch Werth hat.

14.

Gott hat Jesum als seinen Sohn erwiesen durch Wunder und Zeichen, die er durch ihn in eurer Mitte that; so sprach der Apostel Petrus am Pfingstfeste zu den Juden, und demgemäß gelten auch in der christlichen Kirche die Wunder Jesu als Beweise seiner Göttlichkeit.

Dieser Wunderbeweis wird entweder in die Form gefaßt, welche der angeführten Rede des Apostels zum Grunde liegt: Thaten, wie die Krankenheilungen, Todtenerweckungen, Einwirkungen auf die äußere Natur, welche Jesus vollbrachte, konnten nicht durch die natürliche Kraft eines Menschen, also auch des Menschen Jesus nicht, sondern nur unmittelbar durch Gottes Kraft und Willen, geschehen; daß aber Gott gerade dem Menschen Jesus solche Thaten gelingen

ließ, durch ihn gerade Dinge wirkte, die unverkennbar auf einen höheren Urheber hinwiesen: das kann nicht zufällig, vielmehr muß dabei die Absicht gewesen sein, ihn als einen solchen der Menschheit kenntlich zu machen, auf welchem Gottes besonderes Wohlgefallen ruhe. — Die andere Form desselben Beweises, wie sie gleichfalls im neuen Testamente angedeutet ist, versetzt die wirkende Ursache jener Thaten mehr in Jesum selbst, indem sie darauf hinweist, wie nur einem, in dem die Fülle der Gottheit wohnte, der als Mensch zugleich das fleischgewordene göttliche Schöpferwort war, dergleichen Werke haben gelingen können.

Allein auch dieser Beweis, in welche Form man ihn kleiden mag, fällt für uns bei weitem nicht mehr so schwer in's Gewicht wie für frühere Zeiten.

Für's Erste ist nicht zu läugnen, was namentlich Hume ausgeführt hat: daß das Wunder überhaupt mit der Zeit an Gewicht verliert; daß namentlich von einem Wunder durch dritte Personen hören oder lesen, bei Weitem nicht die Sicherheit gewährt, wie selbst es gesehen und beobachtet haben.

Sind es alte Schriften, aus welchen mir die Kunde eines Wunders wird: wer verbürgt mir, daß deren Verfasser, wenn sie auch allgemein dafür gelten, falls sie sich sogar selbst dafür ausgeben, wirk-

lich Augenzeugen des erzählten Außerordentlichen gewesen sind? Es mag sich wahrscheinlich, in hohem Grade wahrscheinlich machen lassen: aber wer will es zur Gewißheit erheben?

Dann, gesetzt auch, sie waren Augenzeugen: wer versichert mich, daß sie richtig beobachtet haben? Sofern zum Wunder vor Allem das negative Merkmal der Abwesenheit gewöhnlicher natürlicher Ursachen gehört: wie leicht können sie eine solche außer Acht gelassen, und damit eine Thatsache, die ganz natürlich vor sich ging, in das Reich des Uebernatürlichen erhoben haben?

15.

Doch, gesetzt sogar, wir wären selbst dabei gewesen: so haben wir in solchem Fall allen Grund, auch unserer eigenen Beobachtung zu mißtrauen. Auch uns, wie Andern, kann eine natürliche Ursache entgehen, und dadurch unser Urtheil über die Thatsache auf ganz falsche Wege sich verirren.

Ein Wunder ist nichts Unmittelbares, das auf den ersten Blick als solches zu erkennen wäre, wie der Vogel an seinen Federn: es wird immer erst durch Vermittlung einer Schlußreihe erkannt. Was im Wunder unmittelbar vorliegt, ist ein Vorgang in der Natur, der insofern ganz den natürlichen Vor-

gängen gleicht, und in hundert andern Fällen auch wirklich durch natürliche Ursachen bewirkt ist. Daß ein Kranker wieder gesund wird, ist etwas, das sich alle Tage auf die natürlichste Weise ereignet; wie mancher Blinde dankte schon natürlichen Mitteln die Wiederherstellung seines Gesichts; auch an Beispielen, daß Todtgeglaubte wieder erwachten, hat es zu keiner Zeit gefehlt. Ja selbst eine Himmelsstimme — sie ist vorerst eben nur eine Stimme, die an sich ebensogut von menschlichen Stimmorganen hervorgebracht sein kann; die Wasserverwandlung — wie oft wird aus einem Gefäße, in dem früher Wasser sich befunden hatte, später auf die natürlichste Weise Wein geschöpft; die Speisung — wer mehr austheilt, als er von Einem empfangen hat, kann ja von Andern Empfangenes dazugefügt haben. Das unmittelbar Wahrzunehmende beim Wunder, das an's Licht tretende Gewächs, gleicht dem Natürlichen auf ein Haar; nur die Wurzeln des Gewächses sind es, wodurch sich beide unterscheiden: die Wurzeln aber liegen auch hier nicht unmittelbar zu Tage, sondern im Dunkel verborgen. Ich höre einen Ruf, ohne einen Rufenden zu sehen: darf ich um deßwillen sogleich behaupten, der Ruf sei vom Himmel gekommen? Ich sehe aus einem früher mit Wasser gefüllten Kruge nachmals Wein schöpfen: muß darum das

Wasser in Wein verwandelt worden sein, und blieb mir nicht vielleicht nur unbemerkt, wie das Wasser aus-, und der Wein eingegossen wurde?

16.

Freilich kommt hier außer dem sinnlich Wahrnehmbaren noch das sittlich Annehmbare insofern in Betracht, als Jesus z. B. nicht nur Dank und Huldigung annahm, welche auf die Meinung der Leute, seine Wunderthaten seien nicht auf dem Wege des gewöhnlichen Heilverfahrens bewirkt, sich gründeten, sondern auch selbst sie als Ausflüsse einer ihm eigenthümlichen höheren Kraft bezeichnete, was die gröbste Unwahrheit gewesen wäre, wenn er sich bewußt war, sie durch die gewöhnlichen natürlichen, nur etwa im Verborgenen angewandten Mittel hervorgebracht zu haben. Dergleichen etwas nun aber von einem Charakter, wie der Charakter Jesu, anzunehmen, ist (abgesehen von dem Undenkbaren, daß die Täuschung den Zeitgenossen so durchaus verborgen geblieben sein sollte) keine geringere sittliche Unmöglichkeit als die Annahme des Wunders im altorthodoxen Sinn uns von Seiten des Verstandes unmöglich sein mag.

Aber — ist es denn richtig mit dem Dilemma, daß die Wunderthaten Jesu, sofern sie überhaupt

als geschehen zugegeben werden, nur entweder durch die gewöhnlichen natürlichen, oder durch göttliche Kräfte bewirkt sein können? Giebt es zwischen beiden kein Mittleres?

Schon dem Wortlaute nach steht zwischen dem Gewöhnlichen und Natürlichen auf der einen, und dem Ungewöhnlichen und Uebernatürlichen auf der andern Seite, das Natürliche aber Ungewöhnliche in der Mitte. Es fragt sich nur: Ist dieß etwas? — Gewiß.

17.

So schwankend auch der Natur der Sache nach die Gränzlinie zwischen Gewöhnlichem und Ungewöhnlichem ist: so kommt man doch so ziemlich darin überein, für den Kreis, in welchem sich die Wunder Jesu bewegen, das Natürliche das zu nennen, wenn z. B. ein körperliches Leiden durch mechanische Operation oder durch Aufnahme chemisch wirkender Stoffe in den Organismus gehoben wird; wenn die Sättigung durch ein mit ihrer nährenden Kraft im Verhältniß stehendes Quantum von Speise bewirkt wird; wenn, wer von gewissen zufälligen Verhältnissen eine Kenntniß zeigt, diese entweder durch eigene Beobachtung oder fremden Bericht sich erworben hat.

Erhält ein Gelähmter auf mehrmaligen Gebrauch eines Bades die freie Bewegung wieder: so wird dieß von Jedermann als etwas Natürliches nicht nur, sondern auch als nichts Ungewöhnliches angesehen werden; schon auf der Gränzlinie stünde der Fall, wenn die Hebung einer Lähmung plötzlich durch die Anwendung von Elektricität oder Galvanismus erfolgte: als entschieden ungewöhnlich aber und darum auch wohl unglaublich erscheint den Meisten das, wenn eine solche Heilung durch die Anwendung des thierischen Magnetismus vor sich geht. Bei der Elektricität und dem Galvanismus hat man doch diese eigenthümlichen Maschinen und ihre für Jeden bemerkbare Kraftäußerungen: bei dem thierischen Magnetismus dagegen ist nur ein Mensch als das Wirkende vorhanden, und zwar wirkend mit einer ganz andern Kraft, als wir sonst in seinen Armen, Fingerspitzen u. s. f. wohnend wissen, und von welcher einem Andern als dem Kranken gar keine Empfindung zu geben ist. Ebenso, wenn Wahnsinn, Epilepsie, durch Arzneien und Einreibungen allmählig ausgerottet werden: so wird dieß, so selten es ist, doch noch zum gewöhnlichen natürlichen Verlauf gerechnet; wogegen wenn es einmal gelingt, durch ein mit Rücksicht auf die fixen Vorstellungen des Kranken stark und bestimmt ausgesprochenes Wort ein solches Uebel

plötzlich und auf immer zu brechen, dieß als etwas Ungewöhnliches betrachtet wird.

Dieses Ungewöhnliche ist aber darum noch kein Außernatürliches. Die animalisch=magnetische Kraft, wie die galvanische und elektrische, selbst die Kraft der Vorstellung und des Willens, sofern sie auf den leiblichen Organismus wirkt, sind so gut Naturpotenzen, als die mechanischen Kräfte von Stoß und Druck, mittelst welcher der Chirurg operirt, oder die chemischen von Salzen und Oelen, mittelst deren der Mediciner wirkt. Auch sind sie nicht etwa seltener wirksam als die letzteren; aber ihre stille Wirksamkeit tritt seltener in bemerkbaren Erscheinungen zu Tage, und hat darum länger der menschlichen Beobachtung entgehen können. Daher heißen sie höhere, geheimnißvolle Naturkräfte, und ihre Wirkungen ungewöhnliche: ein Kreis, der je weiter rückwärts in der Zeit und Cultur, um so mehr umfaßt; je weiter vorwärts, desto enger zusammenschrumpft, indem durch fortgesetzte Beobachtung jene Erscheinungen ihr Ueberraschendes und Räthselhaftes immer mehr verlieren.

Wie? wenn Christus durch solche und ähnliche Kräfte Wirkungen hervorgebracht hätte, die zu seiner Zeit als übernatürliche erschienen; könnten dann nicht auch wir fortfahren, an seine Wunder zu glauben?

18.

Wohl; nur daß sich erstlich bei Weitem nicht alle Wunder, welche die Evangelien von Jesu erzählen, auf jene Kräfte, selbst wenn man sie gesteigert voraussetzt, zurückführen lassen.

Man findet in Geschichten von Somnambülen, daß magnetisirtes Wasser für sie einen andern Geschmack hatte, als unmagnetisirtes: aber wer wollte meinen, dieß zur Erklärung des Wunders zu Kana benutzen zu können? Ferner haben Somnambüle schon, wenn der Magnetiseur eine Speise zu sich nahm, denselben Geschmack im Munde und dieselbe Stärkung im Magen empfunden, wie wenn sie selbst jene Speise genossen hätten: aber wäre es nicht mehr als lächerlich, daraus das Speisungswunder erklären zu wollen?

Ebenso, wenn magnetische Berührung, oder auch nur willenskräftige Anrede, verbunden mit einer Glaubenskraft im Kranken, die im Augenblicke der Berührung oder Anrede sich auf die Spitze einer überschwänglichen Gemüthsbewegung steigert, unläugbar schon langjährige Lähmungen, Verkrümmungen, Krämpfe und Geistesverwirrungen gehoben hat: so ist doch eine ähnliche Wirkung auf erblindete, oder gar von Geburt blinde Augen ohne Beispiel; eben

so wenig will sich die plötzliche Reinigung einer von Aussatz zerfressenen Haut auf ein Wort oder eine Berührung hin von jenen Erscheinungen aus erklären lassen; oder aus den Zuckungen, welche der Galvanismus in den Nerven und Muskeln eines Todten hervorbringt, die Wiederbelebung eines wirklich Gestorbenen; auch die Heilung des entfernten Knechts in Kapernaum ist noch etwas ganz Anderes, als Magnetisiren in die Ferne.

Doch, wie schon gedacht: einige von den Wundern Jesu gehen über den Kreis der magnetisch-psychischen Heilungen nicht wesentlich hinaus. Daß Lahme auf seinen Ruf aufstanden und ihr Bett nach Hause trugen; daß auf sein Geheiß eine verdorrte Hand sich neubelebt wieder ausstreckte; eine Jahrelang zusammengekrümmte Frau sich aufrichtete; daß die Bande schwerredender Zungen auf seine Berührung und sein Wort sich lösten; daß die Vorstellung von ihm als Gottessohn, vor dem alle Mächte der Finsterniß weichen müssen, den Wahn der Dämonischen verscheuchte: daran ist, nach verwandten Erfahrungen verschiedener, namentlich aber der neuesten Zeiten nur etwa das noch befremdend, daß Jesu, so viel wir aus den Evangelien wissen, nie eine solche Cur mißlang; wofern wir nicht als eine Spur davon das in Anspruch nehmen wollen, daß einmal von

ihm gesagt wird, er habe in seiner Vaterstadt Nazaret nur wenige Zeichen thun können, wegen ihres Unglaubens.

19.

Dergleichen also wäre zu glauben ohne orthodoxen Wunderglauben; indem hier das miraculum zum mirabile, zu einer zwar auffallenden und ungewöhnlichen, aber darum nicht übernatürlichen Erscheinung, heruntergestiegen ist.

Aber ebendamit hat es alle religiös-dogmatische Beweiskraft verloren.

Steht denn die magnetische Kraft in den uns bekannten Beispielen immer mit der geistigen und moralischen im Verhältniß? Haben immer je die geistvollsten, die sittlichsten und frommsten Menschen auch am meisten Fähigkeit, magnetisch zu wirken? und die diese Kraft haben, sind sie immer zugleich diejenigen, deren Herz und Wandel man zum Muster nehmen möchte? Die bekannte Erfahrung sagt: Nein! sondern jene Gabe, wie andere körperliche oder geistige Naturanlagen, wie Muskelkraft, Rednertalent und dgl., steht zur sittlichen Würdigkeit nur in zufälliger Beziehung. Ebenso ist der feste, imponirende und dadurch ungewöhnlich wirksame Wille, wenn auch nicht durchaus eine Gabe der Natur, so doch immer etwas

Formelles, das ebenso oft mit verwerflichem, als mit gutem moralischen Inhalt erfüllt sich zeigt.

Einige Erscheinungen von wunderbarem Wissen im Leben Jesu können an das Hell- und Fernsehen magnetischer oder in ähnlichen Zuständen befindlicher Personen erinnern. Wie er den Nathanael unter dem Feigenbaume: so sehen magnetische Personen ihren Arzt, ihre Verwandte, oft selbst gleichgültige Individuen, in fernen Häusern und Gegenden; wie er dem samarischen Weibe von ihren sechs Männern sagte: so haben Somnambüle schon in dem Innern derer, mit denen sie sich unterredeten, deren geheime Verhältnisse gelesen; endlich wenn Jesus anzugeben weiß, wo in dem See, seinen Jüngern, den erfahrenen Fischern, unbemerkt, eine Menge von Fischen sich zusammengedrängt hatte: so kann dieß an jene Menschen erinnern, welche vergrabene Metalle, Knochen, verborgene Wasser, durch dichte Zwischenlagen hindurch empfinden, oder an solche, denen der Leib Anderer wie durchsichtig ist, so daß sie dessen innerste Theile anschauen, und deren Zustand und etwaige Leiden angeben können.

Doch auch mit diesen Wahrnehmungsfähigkeiten ist es nicht allein nicht anders bewandt als mit jenen Wirkungskräften, daß sie nämlich in keinem wesentlichen Verhältnisse mit geistiger und sittlicher Vor-

trefflichkeit stehen: sondern in der überwiegenden Mehrheit von Fällen sind dieselben sogar Begleiter physischer wie geistiger Depression und Krankheit. Die fernsehende Somnambüle befindet sich im Zustande der krankhaftesten Aufregung des Nervenlebens, welche sie zur freien menschlichen Thätigkeit untüchtig macht; sie ist in das Naturleben heruntergesunken, ein Spiel aller möglichen Eindrücke von außen, denen das in sich geschlossene gesunde Leben ohne Mühe widersteht; auch bei übrigens gesunden Menschen wird eine Begabung dieser Art als eine Abnormität, als ein, wenn auch den übrigen Organismus nicht störender, doch in sich selbst krankhafter Auswuchs, wie ein sogenanntes Wetterglas an alten Narben, Ueberbeinen u. dergl., betrachtet.

Dergleichen an Jesu bemerkbare Kräfte würden uns also theils zu gar keinem Schluß auf seinen sittlich-religiösen Werth berechtigen; theils würden sie uns sogar, so viel an ihnen ist, auf den Verdacht krankhafter Zustände in seinem Leben führen: böte uns nicht sein ganzes Leben, sein Reden und Handeln, übrigens das Bild vollkommenster geistiger Gesundheit und freiester Selbstmacht dar; woraus wir nun schließen, daß jene seltsamen Fähigkeiten und Zustände nicht wesentlich und immer nur als krankhafte vorhanden sind.

Weit entfernt also, an den Wundern Jesu — so wie unsere Zeit dieselben ansieht und ansehen muß — Kennzeichen und Beweise seiner hohen geistigen Würde zu haben: ist es vielmehr diese uns sonsther gewisse Würde allein, welche uns abhält, einen guten Theil jener Erscheinungen auch hier als krankhafte zu betrachten.

So steht es heute mit dem Wunderbeweis.

20.

Der empfangen ist vom heiligen Geist, geboren von Maria der Jungfrau — heißt es in unserm Glaubensbekenntnisse von Christo. Ein Punkt, mit welchem es heut zu Tage nicht mehr so streng genommen wird: und mit Recht; da durch starres Festhaltenwollen desselben wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren ist.

Hier ist kein Miraculum, das sich in ein bloßes Mirabile verwandeln ließe; Erzeugung eines Menschen ohne Zuthun eines Mannes wäre ein absolutes Wunder, eine Abweichung von einem der bekanntesten und übrigens ausnahmlosen Naturgesetze. Dadurch werden sich gebildete Christen immer zum Zweifel versucht finden, und, wie wir die Beispiele vor uns haben, wird es denen, welche in der Kritik nicht bewandert sind, jederzeit am nächsten liegen, von

der evangelischen Erzählung gerade nur das, was ihrem Verstande anstößig ist, nämlich die vaterlose Erzeugung, abzuziehen, das Uebrige aber, wie namentlich dieß, daß Maria noch unverehelicht, und Joseph ohne Antheil an dem Kinde war, stehen zu lassen, uud somit den Schandfleck hervorzubringen, der dem Christenthum von seinen Feinden schon in den ältesten Zeiten angehängt worden ist.

Und um welches Gewinns für den Glauben willen führt man die Gläubigen in diese Versuchung? — Um der Sündlosigkeit Jesu, auf welcher seine Befähigung zum Erlöser ruht, einen festen Boden zu geben. Durch einen menschlichen Vater würde die Sünde, die von Adam an allen vom Weibe Geborenen anklebt, auch auf Jesum übergegangen sein: dieß wurde abgewendet, indem, mit Beseitigung jedes väterlichen Einflusses, der göttliche Geist selbst schöpferisch auf den jungfräulichen Schooß Maria's einwirkte. — Gut; wenn aber allen vom Weibe Geborenen die Sünde anklebt, und auch Jesus von einem Weibe geboren ist: so hätte ihm, auch wenn er von keinem Manne gezeugt war, die Sünde dennoch angeklebt. Gewiß, selbst einem Kinderverstande — wenn dieß anders eine Verhandlung für Kinder wäre — muß der Einwurf sich aufdringen, daß mit der Ausschließung bloß des väterlichen Antheils von der Erzeu-

gung Jesu der Sünde der Zugang in sein Wesen nur so abgeschnitten ist, wie dem Diebe der in's Zimmer, wenn ich dessen eine Thüre verschließe, die andere aber offen lasse. Jedenfalls mußte, neben der Ausschließung des männlichen Antheils, mit dem stehenbleibenden weiblichen noch eine besondere Läuterung von Seiten Gottes vorgenommen werden: dann aber konnte eben so gut auch zugleich der männliche, mit Vorbehalt solcher Reinigung, stehen bleiben.

Nichts also erreicht man durch die Lehre von einer vaterlosen Erzeugung Jesu für den Glauben, was nicht auch ohne dieselbe zu erreichen wäre: und man sollte sich billig bedenken, mit einem solchen Glaubensartikel noch ferner die christlichen Gewissen zu beschweren.

21.

Jesus ist, nach dem nicänischen Symbol, der eingeborene Sohn Gottes, vom Vater in Ewigkeit geboren; nach Johannes das Wort, das von Ewigkeit bei Gott gewesen war, durch das er die Welt geschaffen hatte, das hierauf Fleisch wurde und unter uns wohnte, um endlich durch Tod und Auferstehung in die Herrlichkeit zurückzukehren, die es von Ewigkeit her bei Gott gehabt hatte.

Wie fremd wird uns durch diese Züge das Bild Christi! wie weit wird er der Menschheit entrückt! wie namentlich in Vorstellungen eingehüllt, welche, wie das zur Person verselbstständigte Gotteswort, die Erschaffung der Welt in einem gewissen Zeitpunkte u. s. f., in entfernten Zeiten und Bildungskreisen entstanden, in uns gar keine lebendigen Wurzeln mehr haben.

Eine Persönlichkeit, die vor ihrer Erscheinung auf Erden — nicht etwa bloß auf einem andern Sterne, gleichfalls als endliches Vernunftwesen, — sondern bei Gott, als Theilnehmerin der göttlichen Unendlichkeit, existirt, und von dieser Vergangenheit eine deutliche Erinnerung übrig behalten hat, ein solches Wesen sind wir unfähig, als ein wahrhaft menschliches zu denken, weil sein Bewußtsein, sowohl an sich, als überdieß durch das Hereinscheinen jener Erinnerung, in jedem Augenblick ein anderes als dasjenige wirklicher Menschen ist; unmöglich können wir seine Tugend als menschliche Tugend, sein Bestehen in der Versuchung als Vorbild für uns betrachten, weil sein ganzes geistiges und sittliches Leben auf Grundlagen ruhte, welche allen übrigen Menschen fehlen.

Vielmehr aber ist uns schon das unmöglich, das schöpferische Wesen uns in einem, und zwar einem

einzigen Geschaffenen verkörpert zu denken. Daß das Absolute in der Gesammtheit alles Endlichen sich offenbart, ist uns ein geläufiger, ja nothwendiger Begriff; wie es aber in Eine endliche Natur mit seiner ganzen Fülle sich versenken möge, muß uns ebenso widersprechend erscheinen, als wenn einer behaupten wollte, das Wesen der Harmonie könne sich in einem einzigen Tone offenbaren.

Endweder müssen wir in allem Endlichen — in verschiedenem Grade nämlich nach den verschiedenen Stufen seiner Lebendigkeit und Geistigkeit — die authentische Offenbarung Gottes, und in der Menschheit namentlich seine wahre Menschwerdung, sehen: und dann kann aus dieser Gesammtheit kein einzelnes Individuum mit ganz eigenthümlichen Ansprüchen heraustreten; oder glauben wir eine solche Würde allem Endlichen versagen zu müssen: so ist sie damit auch jedem einzelnen endlichen, insbesondere menschlichen, Wesen versagt.

22.

Unsere Zeit — weßwegen sie auch des Pantheismus beschuldigt worden — schlägt deutlich die erstere Richtung ein.

Kaum hatte der Dichter über die entgötterte Natur geklagt: so fanden Andere sich veranlaßt, über deren Vergötterung Klage zu führen. Und wie zuerst vornehmlich in der Natur, so hat in ihrer späteren Wendung die neueste Philosophie in der Welt des Geistes, in Kunst, Staat und Geschichte, die Selbstoffenbarung des göttlichen Wesens anschauen gelehrt.

Doch nicht etwa Geheimniß nur der Philosophen ist diese Richtung: als dunkler Drang ist sie allgemeiner Geist der Zeit geworden. Es ist eingestanden: wir wissen keine Kirchen mehr zu bauen; entweder errichten wir profane Säle, oder wir äffen, wie der Frosch dem Ochsen, die alten Dome kindisch nach. Es fehlt der eigenthümliche, ursprüngliche Trieb, der im christlichen Mittelalter jene riesigen Steinpflanzen, mit ihrem verschlungenen Blätterschmuck, ihren Dornenspitzen und Fensterrosen, emporsprossen machte. Dagegen steigen jetzt aus einem Drange, der wie ein Miasma sich namentlich über Deutschland verbreitet hat, aller Orten Denkmale für große Männer, für erhabene Geister, hervor. Vieles Lächerliche mischt sich in diesen Trieb: aber er hat auch seine ernste Seite, und ein Zeichen der Zeit ist er gewiß.

Die evangelische Kirchenzeitung hat ganz recht gesehen, wenn sie die Verehrung des Mannes von

der Vendome-Säule und des Weimar'schen Olympiers als neuen Götzendienst verfluchte. In der That sind hier Götter, von welchen dem Gotte der evangelischen Kirchenzeitung, — ein Heidenthum, wenn man will, das ihrem Christenthum Gefahr droht. Hat Heine die Berichte von O'Meara, Antommarchi und Las Cases mit Matthäus, Markus und Lukas verglichen: wie lange wird es an solchen fehlen, die in Bettina's Briefen ein anderes Evangelium Johannis erblicken?

Ein neuer Paganismus, oder auch ein neuer Katholicismus, ist über das protestantische Deutschland gekommen: man hat an der Einen Menschwerdung Gottes nicht genug, und will nach indischer Weise eine Reihe sich wiederholender Avatar's haben; man will den allein stehenden Jesus wieder mit einem Kranze von Heiligen umgeben; nur daß diese nicht lauter kirchliche Heilige sind, sondern wie in der Hauskapelle des Kaisers Alexander Severus neben den Standbildern Christi und Abrahams auch das des Orpheus sich befand: so geht die Richtung dieser Zeit dahin, die Offenbarung Gottes in allen den Geistern zu verehren, welche belebend und schöpferisch auf die Menschheit eingewirkt haben.

Der einzige Cultus — mag man es nun beklagen oder loben, aber läugnen wird man es nicht können — der einzige Cultus, welcher den Gebildeten dieser Zeit aus dem religiösen Zerfalle der letzten übriggeblieben, ist der Cultus des Genius.

Zweiter Theil.

23.

Wie? und damit hätte dem Christenthum seine letzte Stunde geschlagen? — Ist ein Cultus des Genius an der Tagesordnung: so ist doch auch Christus ein Genius und nimmt an der Verehrung Theil, die wir den großen Geistern widmen, in welchen der Vater aller Geister sich der Menschheit geoffenbart hat.

Betrachtet man als das Eigenthümliche des Genius die Harmonie der Seelenkräfte, welche, jede für sich stark und regsam, im muntersten Wechselspiel doch niemals eine die andere stören oder ihre Wirksamkeit durchkreuzen, sondern ungesucht, ohne ängstliche Wahl oder mühsamen Kampf, in der Vollbringung dessen zusammenstimmen, was jedesmal das

Angemessene ist: wo findet sich diese Spiegelklarheit der Seele, welche durch die heftigsten Stürme wohl bewegt, aber nicht getrübt werden kann, schöner als bei Jesus?

Will man den Genius erkennen an einer großen Idee, welche den Grundton seines Lebens bildet, von welcher all sein Denken, Reden und Handeln ausgeht und auf welche es hinstrebt, um derenwillen er alles Andere, selbst sein eigenes äußeres Wohlergehen, gering achtet: wo war eine größere Idee und rastlosere Thätigkeit, erhabenere Aufopferung für dieselbe, als in Jesus?

Zeigt sich der Genius ferner in der Gewalt, mit welcher er auf seine Umgebungen wirkt, in der gleichsam magnetischen Anziehungskraft, mit der er alle, die sich ihm unbefangen nähern, an sich zu fesseln weiß; ja, zeigt er sich nicht minder auf der andern Seite in dem starken Widerspruch, welchen er gegen sich erregt, den schwarzen Gewitterwolken von Leidenschaft und Anfeindung, die er, wie eine kräftig scheinende Sonne aus feuchtem Boden, gegen sich selber emporzieht: nie hat einer in seinen Zeitgenossen gewaltigere Regungen so der Liebe wie des Hasses hervorgebracht, als Jesus.

Endlich, wenn die sicherste Probe des wahren Ge-

nius in den Wirkungen liegt, welche auf die Nachwelt auszuüben ihm gelingt: wo hat je Einer ein Werk gestiftet, das eine größere Anzahl von Menschen und Völkern längere Zeiträume hindurch mit wahreren Gütern in höherem Grade beglückt hätte, als das Werk, welches Christi Namen trägt?

24.

Aber vom Throne des Gottessohns und des Erlösers, auf welchem wir ihn bisher verehrten, müßte also Jesus doch heruntersteigen und auf der Bank menschlicher Genie's Platz nehmen, wo er die verunreinigende Nähe nicht nur eines Sokrates, sondern selbst eines Napoleon, eines Goethe sich gefallen lassen müßte?

Einerseits — warum nicht?

Christus hat es auch in der Hinsicht nicht für einen Raub geachtet, Gott gleich zu sein, daß er eifersüchtig den Namen eines Sohnes Gottes für sich allein hätte behalten wollen, sondern neidlos wies er darauf hin, wie schon im alten Bunde diejenigen, zu welchen das Wort Gottes geschah, selbst als Götter angeredet worden, und wie alle diejenigen, welche sich durch ihn den Weg zum Vater zeigen lassen, Kinder

Gottes werden sollten. Nennt Jehova das Volk Israel seinen erstgeborenen Sohn: haben wir Unrecht, das griechische Volk seinen zweiten Sohn zu nennen? und heißen unter den Israeliten insbesondere wieder ein David, Salomo, Söhne Gottes: sollten wir nicht unter den Griechen einen Homer, einen Sokrates, in demselben Sinne ebenso nennen dürfen?

Nicht anders verhält es sich mit dem Begriffe des Erlösers. Das Prädicat des Genius verdient nur, wem es gelingt, eine Aufgabe zu lösen, an der sich Vor- und Mitwelt vergeblich zerarbeitet hatte: d. h. die Menschheit von dem Drucke eines Räthsels, einer Unzulänglichkeit, zu erlösen. Phidias erlöste die griechische Welt von der Unfähigkeit, ihre höchste Idee, die des olympischen Zeus, nicht sinnlich anschauen zu können; Sokrates von der Unmacht, im Denken und Handeln sich entweder auf begriffloses Herkommen stützen, oder in das Bodenlose subjektiver Willkür fallen zu müssen; Alexander erlöste den Orient und Occident von der Unseligkeit ihrer gegenseitigen Absperrung: Copernicus die Menschheit von der Schmach, über Einrichtung und Bewegung des Weltgebäudes verkehrte Vorstellungen zu haben, das sichtbare Abbild der Vernunft und ihrer Ordnung im verworrensten Zerrbilde anzuschauen.

Insofern ist es keine Entwürdigung, Christum unter einen allgemeinen Begriff zu stellen, an welchem auch noch Andere außer ihm, jeder in seiner Art, Antheil haben. Ist es doch auch in dieser Erweiterung noch ein höchst würdiger Begriff, und werden doch die Andern nur insoweit mit Christo verglichen, als sie denselben Begriff mehr oder weniger in sich verwirklicht zeigen.

25.

Andererseits jedoch, wenn auch der Begriff des Erlösers ein weiterer ist, an welchem mehrere Antheil nehmen: so ist dieser Antheil doch nicht in allen ein gleich großer; sondern es wird einer in um so höherem und wahrerem Sinne erlösend wirken, je inhalts- und umfangreicher, je wesentlicher für das Wohl der Menschheit die Aufgabe ist, welche zu lösen ihm gelingt.

Der den Pflug erfand, steht höher, als wer die Säemaschine; ein Prometheus höher als der Erfinder eines chemischen Feuerzeugs; Aristoteles, der Vater der Logik, höher, als Goclenius mit seinem Kettenschlusse.

Und nicht nur in demselben Fache nimmt der Ur-

heber des Ganzen oder Wesentlichen höheren Rang ein, als der bloße Verbesserer nur eines einzelnen Zweiges: sondern auch die verschiedenen Fächer selbst sind zum Theil gegen einander abgestuft. Zwar einen Platon und einen Sophokles, einen Raphael und einen Mozart, einen Perikles und einen Cäsar, werden wohl Wenige sich getrauen, den einen dem andern um deßwillen unter- oder überzuordnen, weil die Philosophie etwas Höheres oder auch Niedrigeres sei als die Poesie; Malerei als Musik, oder beide als jene beiden; weil Kriegskunst der Regierungskunst, oder beide zusammen den zuvorgenannten Fächern im Range vor- oder nachgingen. Das aber werden die Meisten willig zugeben, daß weder der Staatsmann noch der Feldherr, weder der Philosoph noch der Dichter, weder Maler noch Musiker, weder der Erfinder des Pflugs noch der Buchdruckerkunst, der Menschheit einen so wesentlichen Dienst erwiesen haben, als diejenigen, welche den Blick der Völker nach oben gerichtet und sie gelehrt haben, die Macht, Weisheit und Liebe, die über allem Dasein waltet, immer tiefer und immer richtiger zu empfinden, zu erkennen und zu verehren. Weder durch sein für Harmonie geöffnetes Ohr noch durch das für Schönheit empfängliche Auge, weder durch die Geselligkeit, welche Staaten gründet, noch durch die Fähigkeit, dichteri-

sche Gebilde zu erzeugen und in sich aufzunehmen, weder durch Ackerbau noch durch Bücherdruck, ist der Mensch Mensch; sondern durch dasjenige, wovon alle diese verschiedenen Fähigkeiten nur ebensoviele Ausstrahlungen sind: durch die Vernunft. Und durch diese wiederum nicht, sofern sie zu einseitig theoretischer Virtuosität ausgebildet, den Philosophen ausmacht; sondern wiefern sie der Trieb und das Vermögen des endlichen Subjectes ist, sich selbst und alles Gegebene mit einem Höheren und Höchsten in Beziehung zu setzen, diese Beziehung möglichst innig und lebendig zu machen, und aus derselben heraus alles sein Fühlen, Denken und Wollen harmonisch zu bestimmen. Insofern ist Vernunft nichts Anderes als Religion, und der Religionsstifter der, welcher dem Menschen zur Entwicklung der Vernünftigkeit, d. h. zu demjenigen verhilft, ohne welches er nicht Mensch sein, also auch von Cultur, Staat, Kunst und Philosophie nichts wissen würde.

So tritt in dem Chore der Genien der Religionsstifter voran, und sofern das Christenthum als die vollkommenste Religion anerkannt ist, gebühren dem Stifter desselben die Erstlinge derjenigen Verehrung, welche wir dem Genius darbringen.

26.

Also der Erste zwar, aber doch unter Gleichen, soll Christus sein; von andern großen Geistern und Wohlthätern der Menschheit nicht der Art, nur dem Grade nach, nur quantitativ, nicht specifisch, verschieden. In Eine Reihe, wenn auch als deren Führer, sollen wir ihn stellen mit Männern, deren Wesen, wie strahlend nach gewissen Seiten, doch nach andern auch dunkle Flecken zeigt; mit Eroberern, die von Härte und Grausamkeit, mit Staatsmännern, die von Egoismus und Ehrgeiz, Dichtern und Künstlern, die von Eitelkeit und Herzensschwäche, alle zusammen aber von Irrthümern und Fehltritten jeder Art sich nicht frei erhalten haben?

Mit Recht hat ein scharfsehender Verstorbener einen Hauptunterschied menschlicher Naturen und Begabungen darin gefunden, daß die einen Trieb und Beruf empfinden, aus sich heraus zu gehen, und, was in ihnen lebt, in Werken der Kunst oder Wissenschaft, in Thaten des Kriegs oder Friedens, objectiv darzustellen; die andern aber, in sich selbst verbleibend, vor Allem dahin streben, ihr Inneres in sich einstimmig zu machen, dessen verschiedene Kräfte zu üben und auszubilden, und so ihr eigenes Leben zu

einem reichen und harmonischen Kunstwerke zu gestalten.

Naturen der ersteren Art werden über dem äußeren Gestalten leicht das innere Leben vernachlässigen; sie werden in diesem manche Lücke lassen, manchen Mißton überhören, wenn ihnen nur das Werk, in dessen Vollendung sie eben begriffen sind, harmonisch hinzustellen gelingt. Zwar ist nicht zu läugnen, daß auch der nach außen Thätige kein in sich vollendetes Werk wird schaffen können, wenn sein Inneres mißbildet oder zerrissen bleibt; aber, wie wir aus den Selbstbekenntnissen z. B. großer Dichter wissen, so heilen sie ihr Inneres nicht unmittelbar an ihm selbst, sondern durch Vermittlung jener objectiven Bildungen; sie schaffen dasjenige, was sie im Innern bedrängt, in irgend einem Kunstwerke oder einer That aus sich heraus. Ja, es ist Thatsache, daß irgend ein innerer Widerstreit vorhanden sein muß, um einen so Begabten zur Thätigkeit nach außen zu veranlassen; der ganz in sich einig Gewordene wäre auch in sich befriedigt, und hätte den Reiz verloren, durch objective Bildungen sich mit sich wieder in Einstimmung zu bringen.

Auch noch aus einem andern Grunde werden diese objectiv gestaltenden Naturen den andern an innerer

Harmonie nachstehen. Ihre Begabung ist nämlich immer mehr minder eine einseitige. Im Philosophen ist es die reine Denkkraft, im Dichter Gefühl und Phantasie, im Eroberer und Staatsman der gewaltige Wille und der praktische Verstand, was überwiegt; dem bildenden Künstler stellt sich Alles als Gestalt und Modification derselben, dem Musiker als Ton und Melodie sich dar. Daher, daß Individuen dieser Richtung, mit einerseits überreicher Begabung, nach andern Seiten höchst mangelhaft erscheinen, und dadurch mit sich und andern in Zwiespalt gerathen, wie uns Goethe im Tasso und Antonio diese Einseitigkeit der Begabung am Beispiele eines Dichters und eines Staatsmannes vor Augen gestellt hat; daher die anderweitige Beschränktheit eines Mozart, daher die Excentricitäten bei Alexander, die Härten in Napoleon.

Ganz anders jene nach innen gewendeten Naturen. Ihre ganze Eigenthümlichkeit beruht auf einer gewissen Gleichmäßigkeit der nach allen Seiten reichen Begabung. Hätte nicht in ihrem eigenen Innern jede Kraft, jedes Talent seine Ergänzung in einem andern, jeder Druck einen Gegendruck: so würden sie ja eben, wie jene andern, aus sich hinausgerissen, und zu dem Versuche getrieben werden, durch

objective Schöpfungen sich mit sich in's Gleichgewicht zu bringen. Ebenso, indem sie jede Störung ihres inneren Lebens nicht erst durch den ojectiven Umweg, sondern unmittelbar in ihrem eigenen Innern aufzuheben trachten, und als Ziel sich die immer schnellere und leichtere Ausgleichung jedes solchen Zwiespaltes vorsetzen: so werden sie sich weit eher jenem Gleichgewicht aller Seelenkräfte, jenem harmonischen Wechselspiel aller Thätigkeiten, jener vollendeten inneren Schönheit, nähern, deren Mangel es eben ist, welcher jene objectiven Naturen zu ihren Thaten und Werken antreibt, und deren, auch nur annäherndes, Eintreten sie, wie wir an Goethe gesehen haben, in ihrer hervorbringenden Thätigkeit lässig macht.

Während wir daher die nach außen schaffenden Naturen mehr um eines Andern, nämlich um ihrer Schöpfungen willen, bewundern und lieben, ihnen für sich selbst aber in der Regel um dieser ihrer Werke willen Manches zu verzeihen, manchen Mangel ihres Wesens oder Flecken ihres Lebens zu übersehen haben: finden sich die an ihnen selbst und um ihrer selbst willen verehrungswerthen Persönlichkeiten, die durch und durch liebenswürdigen Naturen, die Charaktere, die wir in allen Stücken zum Muster nehmen möchten, — diese finden sich unter den-

jenigen Menschen, welche nach innen gekehrt, vor Allem mit sich selbst in's Reine zu kommen trachten, und hierauf erst die innerlich gewonnene Harmonie auch auf Andere wirken lassen.

Als Beispiel solcher Naturen nenne ich Sokrates. Er war Philosoph, Redner, Krieger, Staatsmann, auch dichterischen Versuchen blieb er nicht fremd: in jedem dieser Fächer ist er gewiß von vielen Andern übertroffen worden; in der Philosophie schon gleich von seinem Schüler Platon: aber darauf beruht sein Werth auch gar nicht; weder auf seinen Leistungen in Einem dieser Fächer, noch auf der Vielseitigkeit, in allen etwas geleistet zu haben: sondern das, wodurch er so einzig ist, worin auch ein Platon und Aristoteles tief unter ihm blieben, ist dieses vollendete Gleichgewicht des innern Lebens, diese reine Stimmung der Saiten des Gemüths, vermöge deren es, wie die Aeolsharfe bei jeder Art und Stärke des Windzuges, so bei jeder Berührung von außen immer nur Wohllaute zu hören giebt. Mögen andere Hellenen größere Werke der Kunst oder Wissenschaft geschaffen, als Gründer oder Ordner von Staaten und Reichen — was Sokrates in keiner Hinsicht war — sich ausgezeichnet haben: keinem ist es doch so, wie ihm, gelungen, sein eigenes Innere zum

vollendeten Kunstwerk, zum bestgeordneten System oder Staat auszubilden; des Menschen größtes Kunstwerk aber ist der Mensch; mithin Sokrates ein größerer Künstler als alle, deren Werke die Bewunderung der Welt sind.

Es kann auffallen, wenn man sich in der Geschichte umsieht, diese Richtung des menschlichen Wesens so ohne alle Vergleichung schwächer als jene andern besetzt zu finden. Der buntgedrängten Reihe von solchen, die durch objective Gebilde der Kunst, Wissenschaft oder Politik im Gedächtniß der Menschen fortleben, steht von subjectiven Naturen unter dem griechischen Volke eigentlich nur die einzige Gestalt des Sokrates gegenüber. Allein wir suchen auch ganz am unrechten Orte, wenn wir nach Menschen dieser letzteren Art im großen Buche der Geschichte blättern. Geschichtlich wird der Mensch durch Werke, durch das, was er thut und macht, nicht durch das, was er ist. Durch dieses Letztere wirkt er in der Regel nicht soweit hinaus, um in den Gang der Geschichte von Völkern, oder gar der Menschheit, einzugreifen; sondern der engere Kreis seiner Umgebung ist es, der das sanfte Säuseln, das liebliche Tönen solcher Gemüther zunächst vernimmt. In dem stillen Cirkel der Familien, dem alltäglichen

Verkehre des bürgerlichen Lebens, ist es daher, wo dergleichen schöne Charaktere gefunden werden; als Väter, Mütter, als Land- oder Gewerbsleute, Geistliche oder Staatsbeamte, in jedem Beruf und Geschlechte, in einer äußerlich oft ebenso unscheinbaren, als ihrem inneren Werthe nach unschätzbaren Wirksamkeit. Die weitere Ausdehnung des Wirkens von dergleichen Naturen hängt vor Allem von der Energie der einzelnen Gaben ab, die in ihnen zur Einheit verbunden sind. Der Einklang auch schwacher Töne ist eine Harmonie: aber weit umher hörbar wird diese erst, wenn dieselben Töne stark und voll angeschlagen werden. So giebt es zu allen Zeiten Sokratische Naturen im Kleinen, deren Gemüth vielleicht nicht minder in sich einig ist, aber die einzelnen Kräfte desselben sind nicht jede für sich so stark, daher ihre Wirkungen auch nicht so weitgreifend, wie bei dem unsterblichen Griechen. Die Wirksamkeit dieser Naturen ist wesentlich Selbstdarstellung: um weit umher erblickt zu werden, genügt es aber nicht, daß eine Figur ebenmäßig, sie muß zugleich eine große sein.

Bei dergleichen sich selbst und der inneren Vollendung ihres Wesens zugekehrten Menschen wird man immer eine innige Frömmigkeit finden. Zwar wurde Sokrates umgekehrt der Gottlosigkeit wegen ange-

klagt und verurtheilt; aber nur, weil seine Frömmigkeit eine innigere und innerlichere war, als die Griechen eine kannten und begreifen konnten. So mag sich auch bei andern Individuen derselben Art wohl zuweilen eine Gleichgültigkeit gegen die jedesmal geltenden religiösen Satzungen finden: eben weil diese ein Aeußeres sind, während jene Naturen das Innere suchen; aber an wahrhafter Frömmigkeit des Herzens und Sinnes wird es ihnen niemals fehlen. Denn wenn sie nach innerer Harmonie streben: so besteht diese in nichts Anderem, als darin, daß die niederen Seelenkräfte den höheren, und alle der höchsten und hegemonischen, welche das religiöse Bewußtsein ist, sich unterordnen.

Ebenso nun aber, wie alle in sich gekehrten Naturen fromm sind: gehören alle Heroen der Frömmigkeit, namentlich alle Religionsstifter, so weit sie dieses sind, der Classe derjenigen Naturen an, welche vor Allem der harmonischen Gestaltung ihres eigenen Innern zugekehrt sind. Zwar entwickelte Mohammed auf glänzende Weise zugleich die nach außen gestaltenden Talente des Dichters und des Feldherrn: aber was ihn zum Religionsstifter machte, waren doch die stillen Betrachtungen in der Höhle bei Mekka; ebenso war Luther zugleich als Dichter und Redner groß:

aber Erneuerer des Glaubens wäre er mit allen diesen Talenten nicht geworden, ohne jene inneren Kämpfe des Gemüths, ohne jenen brennenden Gnaden-Durst, welcher ihn trieb, die verschüttete Quelle der Sündenvergebung wieder aufzugraben.

Im vollsten und höchsten Sinne nun aber gehört Christus dieser Classe von Naturen an. So stark und vollkommen auch jede einzelne Geisteskraft in ihm war; so Großes er demgemäß in Lehre, Rede, selbst in Dichtung, wenn man will, leistete; so sehr man die kluge Taktik seines Verfahrens, den Heldenmuth seines Kampfes, bewundern muß: so fällt es doch Niemanden ein, ihn wirklich den Philosophen, Rednern oder Dichtern, noch sonst einer Abtheilung derjenigen Naturen beizuzählen, die in irgend einer besondern Art objectiver Leistungen sich verwirklichen. Denn auf keiner dieser Leistungen, auch nicht auf ihrer Gesammtheit, beruht seine eigenthümliche Würde: sondern diese gründet sich einzig auf das innere Verhältniß seines Gemüthes zu Gott, vermöge dessen er sprechen konnte: der Sohn thut nichts von ihm selber, sondern nur, was ihm der Vater zeigt; ich und der Vater sind Eins; Niemand kennt den Vater als der Sohn, und Niemand kann zum Vater kommen als durch den Sohn. In diesem inneren

Leben der Liebe war für Jesum die volle Genüge; in dieser reinsten Einstimmigkeit des Gemüths kein Trieb zu einzelnen Gestaltungen der Kunst, Wissenschaft u. s. f. gesetzt; der einzige Trieb in ihm war der, welcher, weil zum Wesen der Menschheit mitgehörig, auch bei den innerlichsten Naturen nicht fehlen kann: sich gleichartigen Wesen mitzutheilen, seine Seligkeit über so Viele wie möglich auszuströmen; wobei aber der letzte Zweck nicht, wie bei'm Philosophen, Redner, Staatsmann, die Gestaltung eines objectiven Werks für sich, die Ausbildung eines Vortrags eines Lehrsystems, die Gründung einer Gemeinschaft mit gewissen Formen, war; sondern Alles dieß sollte nur als Mittel dem letzten Zwecke dienen: sein inneres Leben zum innern Leben Aller zu erweitern.

Nicht also blos dem Grade nach höher als andere Genien steht uns Christus: sondern er gehört einer ganz andern Art an als alle diejenigen, welche die Weltgeschichte sonst als Helden der Kriegs- und Staatskunst, der Wissenschaften und Künste, preist; einer Richtung, bei deren Heroen, vermöge ihres vor Allem auf innere Einstimmigkeit mit sich gerichteten Strebens, je höher sie es hierin bringen, um so mehr die Verunreinigungen jener Helden der andern Richtung wegfallen, durch deren Nachbarschaft wir vorhin die Würde Jesu gefährdet fanden.

27.

Wie aber? ob nicht vielleicht innerhalb des Gebietes, welches wir Jesu angewiesen haben, er zwar bis jetzt die höchste Erscheinung wäre, die wir kennen, dennoch aber möglich bliebe, es käme in der Zukunft noch einmal Einer, der auch über ihn noch hinausginge? wie wir in andern Gebieten weder überhaupt Einen als den schlechthin größten, z. B. Dichter, Feldherrn und dgl. hinzustellen wagen, noch es für unmöglich halten, daß diejenigen, welche uns bis jetzt als die größten erscheinen, nicht in Zukunft vielleicht noch übertroffen werden könnten.

Zwar ist nach demselben Typus, wie der Verlauf des einzelnen Menschenlebens, auch der Lebensverlauf ganzer Völker geordnet: sie haben eine Kindheit, Jugend, ein männliches und ein Greisenalter; es giebt einen Punkt in ihrer Entwicklung, von welchem an sie, die bis dahin aufwärts stiegen, forthin abwärts sinken, und von wo an auf den verschiedenen Gebieten geistiger Thätigkeit einer Nation keine Erzeugnisse mehr zu erwarten sind, welche die früheren übertreffen könnten. Bekannt ist in der Literatur der Völker das Absteigen von einem goldenen und silbernen zum ehernen und eisernen Zeitalter: tritt

nicht auch in Betreff der religiösen Productivität eine ähnliche Abnahme ein, welche uns von jener Furcht befreien könnte?

Allein es fragt sich ja hier gar nicht von einem einzelnen Volke, ob von diesem nach einem bestimmten Zeitpuncte noch neue, höhere Offenbarungen der Frömmigkeit zu erwarten stehen; sondern, wie alle europäischen Nationen ihre Religion von auswärts her bekommen haben: so würde, in welchem Volk der Erde immer eine vollkommnere Religion als die christliche aufginge, diese ihrer Verbreitung zu den besten der übrigen Völker gewiß sein.

Doch, auch eine Mehrzahl, ja die Gesammtheit aller Völker in's Auge gefaßt: so giebt es wirklich Zweige der geistigen Thätigkeit, für welche das Höchste ihrer Entwicklung unstreitig in der Vergangenheit liegt.

In der Bildhauerei z. B. dürfte es nicht schwer sein, alle Sachverständigen in dem Zugeständniß zu vereinigen, daß diese Kunst die Höhe ihrer vormaligen Blüthe unter den Griechen und Römern künftig nie wieder erreichen werde, daß also Phidias, Praxiteles, in alle Zukunft keine Nebenbuhler ihrer Größe, noch weniger einen solchen zu befürchten haben, der sie zu verdunkeln im Stande wäre.

Die Bedingung nämlich, unter deren Voraussetzung allein diese Kunst das Höchste zu leisten im Stande war, die freie Anschauung des schönen menschlichen Körpers, ist unwiederbringlich untergegangen: und selbst wenn sie noch fortdauerte, würde die Plastik doch der vertieften und reflectirteren Geistesbildung der heutigen Menschheit nicht mehr dieselbe höchste Befriedigung wie dem anschauenden Volke der Hellenen gewähren können.

Wie nun? sollen wir die Anwendung machen und sagen, auch für die Erzeugung und Ausbildung der religiösen Genialität seien die äußeren Bedingungen nicht mehr so, und in Zukunft voraussichtlich noch weniger, als zur Zeit Jesu, gegeben; er sei daher vor der Verdunkelung durch einen Nachkommenden ebenso und aus dem gleichen Grunde sicher, wie Polyklet und Phidias? Als solche Bedingungen nämlich könnte man ansehen das vorherrschende Leben in Gefühl und Einbildungskraft, wie es dem Alterthum in ungleich höherem Maße eigen war, als unserer Zeit, in welcher man nicht mit Unrecht klagt, daß durch die kalte Berechnung des Verstandes, deren Hervortreten aber die Folge unabänderlicher geschichtlicher Nothwendigkeit ist, die Wärme des Gemüthslebens immer mehr ertödtet werde. Und nicht in

unsern Abendländern allein herrscht diese Abkühlung; sondern auch Asien, die fruchtbare Mutter der Religionen, scheint ihr letztes Kind geboren zu haben, und, weit entfernt, uns noch etwas Lebenumbildendes mittheilen zu können, vielmehr einer Neubelebung von Europa aus zu bedürfen.

Doch, wenn diese vorwiegende Verständigkeit für die Entfaltung des religiösen Genius schlechthin verderblich sein sollte: so müßte sie auch auf die blos aufnehmende Frömmigkeit der Massen wenigstens erkältend wirken. Was ja auch in hohem Grade der Fall ist in unsern Tagen, wenn wir die Klaglieder und Strafpredigten der Zionswächter hören, welche eben deßwegen diese Zeit gern als die letzte böse Zeit des großen Abfalls darstellen. Sie nämlich kennen und anerkennen die Religion nur in Einer bestimmten Gestalt und Farbe: was außerhalb dieser engen Gränzen liegt, ist ihnen keine Religion mehr, sondern Gottlosigkeit. Wir hingegen sprechen hier von der Frömmigkeit überhaupt, in welche Formen sie sich auch kleiden, in welcher Färbung auch erscheinen mag. Und so die Sache angesehen, wer könnte mit Grund der Wahrheit von Abnahme der Religiosität in unsern Tagen reden? Wer vielmehr, dem nicht die im Gemüth aufgehäufte Masse von Glaubensvorstellun-

gen, sondern die Reinheit des Lichts, und die Innigkeit und Gleichmäßigkeit der Wärme, mit welcher sie die Menschen durchdringt, das Maß der Frömmigkeit ist, — wer, der in diesem Sinne um sich schaut, müßte nicht mindestens ebensoviel ächte und wirksame Religion in unserer Zeit finden, als in der gepriesenen frommen Vorzeit?

So hat ein Blick auf die Gegenwart so wenig unerfreulich er auch ist, oder vielmehr eben weil er nicht unerfreulicher ist, uns nicht von jener Ungewißheit befreit, welcher wir zu entgehen wünschen.

28.

Aber hat es denn überhaupt damit seine Richtigkeit, daß die großen Geister in der Geschichte eine mit dem Fortgang der Zeiten aufsteigende Reihe bilden? Ist wirklich Sophokles ein größerer Dichter als Homer? Napoleon ein größerer Feldherr als Cäsar oder Alexander gewesen? — Weder dieß noch jenes ist so schlechthin zuzugeben; weder innerhalb der Gränzen einer Nationalität, noch auch im weitesten Kreise der ganzen Menschheit, läßt jene fortgehende Steigerung sich nachweisen.

Indeß, etwas Wahres muß denn doch wohl daran

sein. Ich mag Einem, der jene Späteren über die genannten Früheren setzen wollte, klar beweisen, daß weder an Kraft und Tiefe der dichterischen Anlage, noch an künstlerischer Vollendung seiner Werke, Shakespeare über Sophokles stehe; ebenso weder in Betreff des Feldherrntalentes, noch der Kühnheit seiner Züge und Schlachten, Napoleon über Alexander: dessenungeachtet kann ein Gefühl, daß er Recht habe, in meinem Gegenpart zurückbleiben, und er auf der Behauptung beharren, daß eben doch der Britte und der Franzose über dem Athener und Macedonier stehen.

Der richtige Grund dieses Gefühls ist dieser. Bei jedem Genie und dessen Leistungen sind zwei Bestandtheile wohl zu unterscheiden: ein persönlicher und ein geschichtlicher; jedes Genie steht ebenso für sich, als es auf den Schultern der Vergangenheit steht. In der letzteren Hinsicht sind allerdings die früheren, auch bei gleichem Grade persönlicher Ausstattung, gegen die späteren im Nachtheil, welche reichere Erben einer indeß größer gewordenen geistigen Errungenschaft der Menschheit überhaupt und im Besondern der Meister ihres Faches sind. Verhält sich dieser geschichtliche Antheil zu jenem persönlichen wie der Stoff zu dem belebenden und ordnenden Geiste: so wird ja wohl selbst ein gleich trefflicher

Geist aus einem ärmeren und gröberen Stoffe nicht denselben stattlichen und schönen Leib zu bilden im Stande sein, wie ein anderer, an sich nicht besserer, aber aus einem reicheren und mehr schon verarbeiteten Material. Dieser größeren geschichtlichen Unterstützung, und nicht höherer persönlicher Begabung, hat wohl Napoleon es zu danken gehabt, daß er höhere strategische Aufgaben zu lösen im Stande war als Cäsar, dem, um nur das Vornehmste zu nennen, noch kein Schießpulver weder entgegen noch zu Diensten stand; ebenso hatte Shakespeare freilich über ein ungleich vertiefteres und freier gewordenes Bewußtsein der Menschheit zu gebieten als Sophokles, und leistete daher bei vorausgesetzter Gleichheit des Genie's doch in jener Hinsicht Größeres.

Aber wenn wir auch ganz absehen von der immer mißlichen Frage nach dem Größenverhältniß zwischen großen Geistern: so ist doch so viel unumstößlich, daß in der Regel der spätere unter ihnen den nachgeborenen Geschlechtern, wie äußerlich in der Zeit, so auch innerlich in seinem Wesen, näher steht, ihrer Bildung, ihrer Denk- und Empfindungsweise verwandter, und daher zum Anschließungspunkte für sie geeigneter ist. Mag man einen Aeschylus immerhin an dichterischer Begabung neben Goethe stellen: niemals

wird es doch der Prometheus oder Agamemnon in demselben Sinne wie der Faust, die Wahlverwandtschaften, sein, welche einen jetzt Lebenden mit der Dichtkunst vermitteln könnten; eben so will ich ja gerne einen Händel neben Beethoven stellen lassen: aber daß für ein in der Bildung des neunzehnten Jahrhunderts wurzelndes Gemüth der Erstere mit der Glaubensinbrunst seines Messias in derselben Art musikalischer Mittler sein könne, wie der Letztere mit der grübelnden Dialektik seiner Symphonien, das werdet Ihr mich nie überreden.

Was aber würde hieraus folgen für einen etwa später noch kommenden religiösen Genius, wenn er auch für sich keineswegs über Jesu stände?

29.

Doch in alle diese Bedenklichkeiten haben wir uns wohl nur in Folge davon verwickelt, daß wir über der Erweiterung unseres Gesichtskreises die Eigenthümlichkeit des religiösen Gebietes zu sehr aus den Augen ließen. Andere Fächer zwar außer der Religion sind so unbestimmt in ihren Dimensionen, daß, was das Höchste in ihnen sein würde, sich entweder gar nicht angeben, oder nicht als wirklich für Einen erreichbar denken läßt; in der Religion dage-

gen, wie man immer ihren Begriff in Worte fassen mag, ergiebt sich als das Höchste doch jedenfalls diejenige Einheit des menschlichen Selbstbewußtseins mit dem Gottesbewußtsein, vermöge welcher das erstere in allen seinen Bewegungen sich rein von dem letztern bestimmt, uud dieses Bestimmtwerden durch das Göttliche zugleich als seine eigenste Selbstbestimmung weiß und empfindet. Ist nun in Jesus diese Einheit wirklich gewesen; hat er sie nicht nur mit Worten ausgesprochen, sondern sie auch in allen Lagen seines Lebens thatsächlich dargelegt: so ist in ihm innerhalb des religiösen Gebietes das Höchste erreicht, über welches keine Zukunft hinausgehen kann; so sehr auch auf andern Gebieten ihres geistigen Lebens, wie z. B. im philosophischen Denken, in der Erforschung und Bewältigung der Natur, die Menschheit über die Stufe schon hinausgeschritten sein, oder noch künftig hinausschreiten mag, auf welcher sie zur Zeit Jesu und in ihm selbst in diesen Beziehungen stand.

Freilich werden diese anderweitigen Fortschritte, vermöge des lebendigen Zusammenhangs aller menschlichen Geisteskräfte und Thätigkeiten, nicht ohne läuternde Rückwirkung auf die Religion sein. Oder hat nicht die erweiterte Naturanschauung das Meiste beigetragen, den Fetischdienst zum Polytheismus, und

das geschärfte Denken dazu, diesen zum Monotheismus zu erheben? Ebenso, wenn es innerhalb des Christenthums, im Verlauf der Zeit und der Entwicklung, der Philosophie gelungen ist, die Begriffe über das Verhältniß Gottes zur Welt von den fremdartigen Bestandtheilen zu reinigen, die ihnen zur Zeit Jesu noch beigemischt waren; wenn der Unterschied einer außerordentlichen, den Naturlauf durchkreuzenden Wirksamkeit Gottes in der Welt von der ordentlichen, mit dem Naturgesetz identischen, die Bilder von Engeln, welche seine Thätigkeit in der Welt vermitteln, von einem Teufel, der ihr widerstrebt — lauter Vorstellungen, welche der Grundanschauung des Christenthums eigentlich widersprechen, und aus der früheren Religion äußerlich herübergenommen sind — wenn diese und ähnliche Vorurtheile nach und nach fallen: wird nicht dadurch das Wesen des Christenthums selbst noch reiner herausgestellt, als es zur Zeit Jesu hervortreten konnte?

Gewiß; nur daß alle diese späteren Läuterungen des Princips sich zu dessen erster Aufstellung als unendlich kleine Größen verhalten, und die Urheber jener Weiterbildungen nur Sandkörner reichen können zu dem ewigen Bau, zu welchem Jesus den mächtigen Grundstein gelegt hat.

30.

Aber wenn wir nicht auf die objective Größe der That, sondern auf die Beschaffenheit und den Werth der subjectiven Gemüthsverfassung sehen: könnte nicht die gleiche wohl auch ein später Geborener in sich hervorbringen, und sich damit wenn auch nicht über, doch neben Jesum stellen?

Wir könnten schon um deßwillen Nein sagen wollen, weil auch Denjenigen, welche jetzt oder künftig etwa zu der gleichen Höhe hinanklimmen sollten, dieß nicht ohne Handreichung von Seiten Jesu, des zuerst dahin Emporgestiegenen, gelingen wird. Näher angesehen jedoch verhält es sich auf dem Felde der Religion nicht wie etwa auf dem der Mechanik, wo der Erfinder ein unvergleichbar höheres Verdienst hat, als alle diejenigen, welche, nachdem er das Muster gegeben, nun mit Leichtigkeit das Gleiche hervorbringen; sondern, wie auf dem Gebiete der Sittlichkeit und gewissermaßen auch der schönen Kunst, so, daß Keiner etwas für den Andern thun kann, vielmehr der Zweite, Dritte, Zehnte, der eine Gestalt des frommen Bewußtseins in sich — versteht sich, nicht blos zur Vorstellung, sondern in der Art zum Leben brächte, daß sie sein ganzes Wesen durchdringt, der hätte die gleiche geistige Arbeit vollbracht, und stände

mithin nicht niedriger als derjenige, dem dieß etwa zuerst gelungen war.

Doch eben in einem solchen Ersten, der gleichsam den Durchgangspunkt bildet, durch welchen eine Idee in die Welt der Erscheinungen eintritt, pflegt eine solche am gewaltigsten sich zu erweisen; der größeren Extension, welche sie später gewinnt, entspricht in jenem Anfang eine um so stärkere Intensität. Namentlich jene Unterordnung, ja jenes Aufgehen der ganzen Persönlichkeit in einer Idee, daß diese alle Adern des Menschen durchdringt, und alles sein Thun bewegt und leitet, finden wir am meisten bei solchen Individuen, in welchen eine Idee zuerst aus dem Nichtsein in das Sein gleichsam durchbricht. Oder wo — so viele auch nachher noch von der Anschauung des Einen und Allen aus philosophirt haben — wo findet sich dieses Versenken alles Bestimmten und Persönlichen im unendlichen Ganzen so Fleisch und Blut geworden, wie in Spinoza? oder die Selbstmacht des Ich, wie in Fichte?

Damit stimmt ja nun auch die Schilderung der Evangelien von Jesu, wenn wir das Ungeschichtliche abziehen, auf's Schönste zusammen: auch in ihm erwies die Idee, welche er zuerst in die Menschheit einführte, das Bewußtsein der wesentlichen Einheit des wahrhaft Menschlichen mit dem Göttlichen, eine

solche Allgewalt, daß davon sein ganzes Leben gleichmäßig und bis zum Verschwinden jeder bemerkbaren Trübung durchdrungen und verklärt war.

31.

So wenig also die Menschheit jemals ohne Religion sein wird: so wenig wird sie je ohne Christum sein; denn Religion haben wollen ohne Christum wäre nicht minder widersinnig, als der Poesie sich erfreuen wollen ohne Bezugnahme auf Homer, Shakespeare u. s. f. Und dieser Christus, sofern er unzertrennlich ist von der höchsten Gestaltung der Religion, ist ein historischer, kein mythischer, ein Individuum, kein bloßes Symbol. Zu diesem geschichtlich persönlichen Christus gehört nur dasjenige aus seinem Leben, worin sich seine religiöse Vollendung darstellte: seine Reden, sein sittliches Handeln und Dulden. Was in seinem Handeln mit dem Sittlichen nicht unmittelbar zusammenhängt, wie seine Wunder, noch mehr was, statt aus seinem Innern hervorgegangen zu sein, nur äußerlich an ihn herantrat, wie sein Tod als äußere Thatsache und abgesehen von der an demselben erprobten Gesinnung Jesu, wie ferner seine Auferstehung, Himmelfahrt, kann einen religiösen Werth nur durch symbolische Deutung gewinnen,

welche auf verschiedenen Entwicklungsstufen der Frömmigkeit und des Denkens verschieden ausfallen wird.

Also keine Furcht, es möchte Christus uns verloren gehen, wenn wir Manches von dem, was man bisher Christenthum nannte, preiszugeben uns genöthigt finden! Er bleibt uns und Allen um so sicherer, je weniger wir Lehren und Meinungen ängstlich festhalten, welche dem Denken ein Anstoß zum Abfall von Christo werden können. Bleibt uns aber Christus, und bleibt er uns als das Höchste, was wir in religiöser Beziehung kennen und zu denken vermögen, als derjenige, ohne dessen Gegenwart im Gemüthe keine vollkommene Frömmigkeit möglich ist: nun so bleibt uns in ihm doch wohl das Wesentliche des Christenthums.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ob

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Strauß, David Friedrich,

Zwei friedliche Blätter Verm. Abdruck

Altona 1839

Polem. 2660 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10776748-6